Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 42 [i.e. 45] (1963)

Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern 1
Amtl.Fäche

1085

AZ Winterthur

Winterthur, 24. Mai 1963
42. Jahrgang Nr. 11/232

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite Frauenstimmrecht

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 20 Rp., Reklamen: 60 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Für und wider die Atominitiative II — Die Krankenversicherung und die Frauen — Bücher

Zum Pfingstfest 1963

Taube, Sturm und Feuer

Viele unter uns werden sich des verlängerten Wochenendes um Pfingsten erfreuen, um von Hast und Mühe des Alltags ausgiebiger als üblich auszuruhen oder sich bei einem Ausflug freizumachen vom Gedanken an die tägliche Pflicht. Viele andere aber werden an Pfingsten und Pfingstmontag im Gegenteil angestrengter als sonst zu arbeiten haben, um die Wünsche der glücklichen Ruhenden und Reisenden zu erfüllen. Ich spreche nicht von jenen, bei denen «immer etwas läuft», die sich an den Pfingstfeiertagen müde fahren, müde essen und müde reden... Ist das der Sinn unserer Feiertage? Sicher sind Ruhe, Erholung, Ausflugsfreude, Reiselust und auch Arbeit im Dienste der Feiernden fast untrennbar mit den Feiertagen verbunden — aber sie sind doch bloss äussere Hüllen. Sie gehören nicht zum Kern der Feier und des Tages. Pfingsten ist ein christliches Fest, das Fest des Gedenkens der Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Jünger und uns alle! Pfingsten gehört zu den grössten christlichen Gedenktagen — aber bedeutet es uns dies noch?

Was ist uns überhaupt der Heilige Geist? Wir haben nicht schwer, uns Gott als unseren Vater vorzustellen. Christus, der Gottessohn, ist geschichtlich fassbar und uns durch sein Wirken und sein Wort als Bruder nahe. Aber der Heilige Geist? Christus sagt zwar von ihm: «Der Beistand, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.» Aber bringt dieses Wort den Heiligen Geist unserem Herzen, unserem Verstande näher? Was können wir damit anfangen? Was spüren wir dabei, wenn Paulus den Galatern schreibt: «Früchte des Heiligen Geistes sind Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Sanftmut, Enthaltsamkeit», also alle Tugenden, um die wir so heftig, so eifrig und oft scheinbar so unnütz ringen? Der Heilige Geist scheint uns oft einfach unfasslich.

Aber Gott hat Humor. Er weiss um unsere menschliche Sinnenhaftigkeit, die alles sehen, hören, betasten muss, ehe sie einsieht und akzeptiert. Er hat dem Heiligen Geist wundervolle eindrückliche Gestalten gegeben. Bei der Taufe im Jordan sah Jesus den Geist Gottes «wie eine Taube auf sich herabschweben». Johannes führt uns das Zeugnis des Täufers an: «Ich sah den Geist Gottes wie eine Taube auf Ihn herabschweben». Wie eine Taube. Ist diese nicht das Bild der Liebe, der Freude, des Friedens, der Freundlichkeit, Güte und Sanftmut — ist sie nicht das Bild der edlen Frau und uns so besonders nahe? Ganz anders, nochmals echt menschlich, erscheint der Heilige Geist den Jüngern nach der Heimkehr des Meisters zum Vater. Die Apostelgeschichte erzählt: Da entstand plötzlich vom Himmel her ein Brausen, als ob ein Sturm wehte, und erfüllte das ganze Haus... Es erschienen ihnen feuerähnliche Zungen... und je eine liess sich auf jeden von ihnen nieder. Alle wurden vom Heiligen Geist erfüllt und fingen an, in anderen Sprachen zu sprechen, wie der Geist ihnen zu reden eingab.»

Wind und Brausen, ein Sturm, der das ganze Haus erfüllt, welch wunderbares Bild des Geistes der Gnade, des Heiligen Geistes, der unsere ganze Seele erfüllen will! Feurige Zungen, die sich auf uns niederlassen, auf dass wir «in anderen Sprachen reden», welch sinnenfällige eindrückliche Form, um uns zu sagen, was Pfingsten uns wirklich ist: Fest der Gnade, des neuen Impulses, des neuen Feuers, der neuen Kraft, unser Leben zu meistern, vielleicht gar Fest, umzudenken und unter dem Wirken des Heiligen Geistes eine «neue Sprache» zu sprechen. Haben wir den Mut, Gottes Geist so in uns wirken zu lassen, wie eine Taube, wie einen Sturm, wie ein Feuer? Ja! Dann stossen wir durch alle äusseren Dinge des Feiertages mitten in den Kern von Pfingsten vor. *A. Stadelmann, Luzern*

Die Frauenorganisationen berichten

Delegiertenversammlung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Interlaken prangte im schönsten Flaggenschmuck, als am letzten Samstag die Frauen aus der ganzen Schweiz zu ihrer ordentlichen Delegiertenversammlung herbeigeströmt kamen. An die 280 Frauen konnten von der Präsidentin des BSF, Frau Dr. Dora J. Rittmeyer-Iselin, im Kursaal begrüsst werden. Im Namen des gastgebenden Bernischen Frauenbundes begrüsste Frau Dr. A. Debrit-Vogel ihre Gäste, die Vertreter und Vertreterinnen der eidgenössischen und kantonal-bernischen Behörden, und der vielen Frauenorganisationen unseres Landes. Gemeindepräsident H. Junker von Interlaken freute sich, dass die diesjährige Generalversammlung, die sich den Fragen der Schule und der Schulreform widmen wollte, gerade im aufgeschlossenen Interlaken stattfand, wird doch das Interlakener Gymnasium nach neuesten Gesichtspunkten geführt, Viertagewoche usw.

Als erster Referent sprach zu diesem Thema Mr. M. Monnier, Lausanne, Secrétaire général du Département de l'instruction publique du canton de Vaud. Die Fragen der Schulreform stehen nicht nur in der Schweiz, sondern auch im Ausland im Vordergrund des öffentlichen Interesses, denn überall zeigt es sich, dass die Jetztzeit mit ihrer so ganz anders gewordenen wirtschaftlichen und sozialen Struktur an die Schule Anforderungen stellt — stellen muss —, die diese, der Vergangenheit noch zu sehr verhaftet, nicht erfüllen kann. Es geht nicht nur darum, eine eidgenössische Regelung zu finden für gewisse Fragen, wie des Schuleintrittsalters, des Ueberganges in die Sekundarschule usw., sondern vorerst einmal gleiche Chancen für alle Begabten zu schaffen. Das demokratische Recht einer guten Ausbildung für jedermann ist ferner von einer neuen Forderung abgelöst: dem Recht des Einzelnen, die seiner Begabung am besten angepasste und am meisten fördernde Ausbildung zu bekommen. Dies müsste eines Tages nicht nur auf schweizerischer, sondern sogar auf europäischer Ebene zu verwirklichen sein.

Ueber die heutigen Ferienfragen in Hinsicht auf Ferienorte, Familiengestaltung, Betriebsferien, Herbstschulanfang sprach Dr. W. Rickenbach, Zürich, Zentralsekretär der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Die Unterbringung von jährlich 2,5 Millionen «Ferienkandidaten» stellt grosse Aufgaben. Um sie zu lösen, sind die Ferieneinrichtungen, Hotels, Pensionen, Ferienheime, -wohnungen, -dörfer, -kolonien, Jugendherbergen mehr aus-

Schweizerischer Verband für Frauenstimmrecht

52. Delegiertenversammlung

Samstag, den 25. und Sonntag, den 26. Mai 1963, in Thun

Samstag, den 25. Mai 1963, im Hotel «Freienhof»

Von 14 Uhr an	Am Eingang des Saales Verteilung der Stimm-, Bankett- und Ausflugskarten
15 Uhr	**Delegiertenversammlung**
Traktandenliste:	1. Aufruf der Delegierten 2. Jahresbericht 3. Bericht der Kassierin 4. Bericht der Rechnungsrevisorinnen 5. Festsetzung des Jahresbeitrages a) für die Sektionen b) für Einzelmitglieder c) einmaliger Beitrag an die EXPO 1964 6. Bericht über die Tätigkeit der Sektion Thun 7. Verschiedens
16.30 Uhr	Pause für Erfrischungen
17 Uhr	**Oeffentliche Sitzung** Vortrag von Herrn **Minister Dr. Eduard Zellweger** über: **Menschenrechte — Der europäische Masstab**
19.30 Uhr	Bankett im Hotel «Freienhof»

Sonntag, den 26. Mai 1963:

9.15 Uhr	**Geschlossene Sitzung im Hotel «Freienhof»**
12.30 Uhr	Fahrt mit dem Extraschiff auf dem Thunersee
14.30 Uhr	Rückkehr nach Thun

N. B.

8.15 Uhr	Protestantischer Gottesdienst mit Fräulein Pfarrer K. Frey, Frutigen, in der Chapelle romande des Kirchgemeindehauses, Frutigenstrasse 22 (5 Minuten vom Bahnhof)
	Katholische Messen in der römisch-katholischen Kirche:
7.15 Uhr	Messe
8.15 Uhr	Messe mit Predigt

Frauen unserer Zeit

Verena Knobel

Ofenmalerin, Aquarellistin, Zeichnerin

Ein freundliches kleines Atelier im obersten Stock eines Mietshauses an der Bahnhofstrasse des alten Bauerndorfes Elgg bei Winterthur. Hell flutet das Licht durch das grosse Fenster in den heimeligen Raum mit den Bildern und Skizzen, der Staffelei, dem Zeichentisch; die breite, gemütliche Couch, der Sessel, die Bücherborde zeigen, dass dies Atelier nicht nur *Arbeits-*, sondern auch *Lebens*bereich seiner Bewohnerin, der Malerin *Verena Knobel*, ist. Und sie selbst, die lebhafte Glarnerin mit den fröhlichen Augen, die zuweilen doch verträumt und in sich gekehrt blicken können, passt gut in diese Atmosphäre der zugleich frohen und ernsten Lebensbejahung. Hier kann sie ungestört schaffen und mit feinem Stift und Pinsel ihre Beobachtungen und bunten Träume aufs Papier bannen; hier kann sie auch ausspannen, lesen, in Ruhe und Musse über Fragen des Lebens und der Kunst nachdenken, denn auch das gehört zum Wesen der Künstlerin, dass sie sich immerfort auseinandersetzen muss mit der Welt und sich selbst.

Während sie uns ihre bunten, farbenfrohen Aquarelle und atmosphärischen Zeichnungen betrachten lässt, erzählt sie von ihrem Leben: «Wie ich zur Malerei kam? Ich habe schon als Kind leidenschaftlich gern gezeichnet; sogar in der Schule habe ich oft den Kameradinnen ihre Zeichnungen fertig gemacht. Als junges Mädchen träumte ich davon, auf die Kunstgewerbeschule zu gehen oder Arbeitslehrerin zu werden, denn das Schaffen mit verschiedenem Material machte mir immer Freude. Aber beides war mir versagt, denn infolge der langen Krankheit meines Vaters und seines frühen Todes musste ich schon sehr jung ins praktische Erwerbsleben. Ich absolvierte eine Schneiderinnenlehre und einen Modezeichenkurs und arbeitete dann längere Zeit im eigenen Atelier in Glarus.»

Doch hat der Schneiderinnenberuf Verena Knobel nie so recht befriedigt; so zog sie denn eines schönen Tages davon und versuchte es mit verschiedenen anderen Betätigungen. Zeitweise arbeitete sie bei der ihr befreundeten Didi Blumer im Mädchenbildungsheim Neukirch an der Thur mit, ein andermal als Köchin im Tessin. Schliesslich sehen wir sie in Zürich tagsüber wieder als Schneiderin schaffen und in der Freizeit leidenschaftlich zeichnen, alte Meister kopieren und an Kursen der Kunstgewerbeschule teilnehmen. Die Begegnung mit dem bekannten Graphiker Gregor Rabinowitsch wurde für ihre künstlerische Entwicklung in jenen Jahren entscheidend. «Ihm verdanke ich es, dass ich nun wieder ‚bewusster' zeichnete. Ich versuchte mich damals auch zum erstenmal an Radierungen, bis ich einsah, dass es mich doch am meisten zur Farbe hinzog.»

Aber noch war der Weg zum Malerinnenberuf für Verena Knobel nicht frei. Die nächste Etappe im «praktischen Leben» hiess Schmerikon am Zürichsee. Die Firma Stoffel hatte ihr, die den Haushalt mit seinen vielfältigen fraulichen Verantwortungen ebensogut beherrscht wie die italienische Sprache, die Leitung eines Wohnhauses für italienische Arbeiterinnen angeboten. «Zwei Jahre blieb ich dort, und ich tat es gern, denn wir verstanden einander gut, die jungen Italienerinnen und die Hausmutter.» Als dann 1950 ein ähnliches Heim in Elgg geschaffen wurde, übernahm Verena Knobel auch die Leitung dieses Hauses, und seither hat sie in dem zwischen dem wohltuenden Grün der Hügel und Wälder gelegenen Dorf ihre zweite Heimat gefunden. Hier fand sie auch ihre behaglich eingerichtete, mit manchem selbstgemalten bunten Bauernkasten geschmückte Wohnung, die sie mit ihrer geliebten, vor kurzem verstorbenen Mutter teilte und in der sie jetzt mit ihrer Schwester, der Journalistin und Schriftstellerin Betty Wehrli-Knobel, lebt.

Während fünf Jahren leitete Verena Knobel noch das Italienerinnenhaus; dann zog es sie in die Ferne. Eine Au-pair-Stelle in England, ein Aufenthalt in Edinburgh brachten reiche Eindrücke von neuen Landschaften und Menschen. Heimgekehrt, widmete sie sich eine Zeitlang der keramischen Kunst, schuf geschmackvolle Schmuckstücke und bemalte Keramikplatten, auf die sie ihre Zeichnungen übertrug. Und eines Tages fragte der Chef der Ofenfabrik Gebrüder Mantel in Elgg, ob sie nicht einmal für ihn Kacheln bemalen wolle? So wurde die Ofenmalerei ihr neuer Erwerbsberuf, den sie um so lieber ausübt, als er ihrer «Freude am Material» entgegenkommt und ihr überdies Gelegenheit gibt, auch noch ihr «Eigenstes», das Aquarellieren und Zeichnen — gelegentlich entsteht wohl auch einmal ein Oelbild — zu pflegen.

«Ich bildete mich als Autodidaktin weiter», erzählt Verene Knobel. «Ich las viel, und so stiess ich auch auf die Schriften von Kokoschka, die mir tiefen Eindruck machten. Das gab mir den Anstoss, im Jahre 1960 erstmals einen Sommerkurs in Salzburg zu besuchen; seither bin ich jeden Sommer in diesen Kursen gewesen und werde vielleicht auch dieses Jahr wieder hinfahren. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, welche reichen Anregungen ich dort empfangen habe und wie die Anerkennung dieses grossen Meisters der Farbe mich ermutigt und beglückt hat.» Und dann breitet sie vor uns Aquarelle und Studienblätter aus jenen Kurswochen aus. Manche von ihnen zeigen deutlich das Signum des berühmten Lehrmeisters und verleugnen doch nicht die «eigene» Prägung. Ist doch Verena Knobel eine Persönlichkeit, die ihre Eigenart und Eigenwilligkeit auch dort zur Geltung bringt, wo sie dankbar Anregung und «Richtung» empfangen hat.

Und dann führt uns die Künstlerin zu ihrem Arbeitsplatz in der Ofenfabrik. Zuerst bewundern wir die Kacheln, die eben auf dem Boden eines der grossen Werkräume ausgelegt, darauf warten, an einem mächtigen Ofen angebracht zu werden. Und da liegt nun eine ganze sommerliche Feld- und Wiesenpracht vor uns ausgebreitet: Kornähren, die feinen Rispen zarter Gräser und so manche bekannte Blumen und Kräutlein sind zierlich auf den gebrannten Ton hingezaubert. Bald werden sie mitten im Winter den Menschen, die sich um den grossen Ofen versammeln, etwas vom Duft und der Wärme des Sommers bringen. Und in dem kleinen Raum, in dem die Ofenmalerin ihre anmutigen Gebilde schafft, wird uns selber etwas vom Blühen und Segen der Erde geschenkt. Da sind an Wänden und Kästen die Entwürfe angebracht: Glockenblumen, Rittersporn, Orchideen, Distelköpfe, Weinlaub, — jedes von ihnen ein kleines Stück Schönheit aus der grossen schöpferischen Natur, von geschickter Hand auf die Vorlage gebannt. Und da sind Libelle, Reiher, Frosch und andere anmutige und heitere Lebewesen, zwischen Schilf und über Blättern und Blüten, und will das erinnert in kalten, grauen Tagen: «Vergiss nicht, dass es mich gibt; bald werde ich wieder lebendig da sein.»

Verena Knobel erklärt uns, wie die Zeichnung nach jahrhundertealtem Verfahren auf die rohe Glasur übertragen, wie die Farben gemischt werden, wie die einzelne Kachel bemalt wird, ehe das «Abenteuer» des Brennens im Ofen beginnt, von dem man nie voraussagen kann, ob es gut oder schlecht enden wird. Und während sie spricht, spüren wir, wie hier die Kunsthandwerkerin mit der gleichen leidenschaftlichen Intensität ihrer Aufgabe hingegeben ist wie die Aquarellistin und Zeichnerin ihren jeweiligen visuellen Eindrücken.

Das ist Verena Knobel. Eine tapfere Frau, die sich lebensbejahend und fröhlich durch die Wechselfälle eines keineswegs leichten Daseins durchgekämpft hat; ein Mensch, dem eine gütige Vorsehung die leidenschaftliche Hingabe an das Schöne als wohl kostbarstes Geschenk auf den Lebensweg mitgegeben hat, sich selber und anderen zur Freude.

Maria Nils

Foto: A. Melchior, Zürich

KONSUMENTINNEN-FORUM

der deutschen Schweiz und des Kantons Tessin

Redaktion: Hilde Custer-Oczeret, Brauerstrasse 62, St. Gallen - 0
Telephon 071 / 24 48 89

TREFFPUNKT

für Konsumenten

Konsumentenschulung hiess das Stichwort, unter welchem die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft einen weitgesteckten Kreis von Interessenten nach Zürich zu einer Tagung einlud. Als ihre Aufgabe betrachtet es die SGG, Probleme aufzugreifen, die in der Luft liegen, und einzelne Interessenten zusammenzubringen. Die Gesellschaft will aber nicht selber in die Arena steigen, sie betrachtet sich als Spiritus rector, die geistig belebende Kraft.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, ist die Tagung auch durchaus gelungen. Ob sie als Fernziel die Grundwelle auszulösen vermag, wie wir es in der letzten Nummer andeuteten, bleibt abzuwarten.

In buntem Strauss von sieben Kurzreferaten wurden alle Aspekte beleuchtet, unter welchen sich die Konsumentenschulung bereits vollzieht oder noch vermehrt vollziehen sollte. Begreiflicherweise ist eine Haushaltungsschule ein besseres Medium dafür als eine Mittel- oder Volkshochschule. «Mir kommt es so vor», sagte eine temperamentvolle Votantin in der Diskussion, «als ob die Männer entweder in den höheren Sphären schweben oder tief schürfen, während die weiblichen Referenten mit beiden Beinen auf dem realen Boden stehen.» Wenn diese Definition auch nicht ganz genau stimmte, so traf sie doch einen wesentlichen Kern des Problems. Konsumentenschulung ist eine eminent konkrete Angelegenheit. Auf abstraktem, akademischem Boden wird zwar indirekt auch ein Beitrag dazu geleistet, aber das ist eigentlich nicht neu. Unsere Mittelschulen hatten beispielsweise von jeher die Aufgabe, die Schüler zu kritischem, abwägendem Urteil zu erziehen, aber das gilt nicht nur für das Konsumentenbewusstsein, sondern für das ganze Gebiet der Allgemeinbildung. Damit allein aber kommt man nicht gegen die dem Konsumenten fehlende Marktübersicht auf. Dieses Manko muss mit zäher, informativer Erziehungsarbeit ausgeglichen werden. Davon waren alle weiblichen Referenten sowie einige männliche durchaus überzeugt. «Information», so sagte die Leiterin des SIH, «setzt zwei Partner voraus, einen, der informiert, und einen, der informiert werden will.» Aufgabe der Konsumentenorganisationen ist es nun, den informationswilligen Partner zu finden und zwar in einem genügend weitgezogenen Kreis von Konsumenten, damit die Information wirksam werde.

Als vorsichtiges Resultat der Tagung wäre vielleicht festzuhalten:

Die Notwendigkeit, dem Konsumenten zu besserer Marktübersicht zu verhelfen, besteht. Die Einsicht dafür scheint in den grossen Verkaufsorganisationen weiter gediehen zu sein als beim Einzelhandel. Warenhäuser und Genossenschaften befassen sich sehr eingehend mit diesen Fragen. Wie weit die Produzenten bereit sind, sich den Gegebenheiten anzupassen, ist noch nicht recht ersichtlich. Das einzige Votum aus dieser Richtung war nicht sehr ermutigend.

Auf jeden Fall werden die Konsumenten-Organisationen noch einen harten Kampf zu bestehen haben und arbeitslos werden sie einstweilen auch nicht.

Hilde Custer-Oczeret

Die Rache der Konsumenten

Wenn einem irgendeine Sache sozusagen bis zum **Halszäpfchen steht** und man sich wehrlos fühlt, gibt es noch ein Ventil: den Witz. Hier ein Konsumentenwitz.

Zwei Konsumenten, alte Bekannte, treffen sich. Der eine begrüsst den anderen kollegial, der andere aber tut abweisend. ??? Er gehöre jetzt zu den «Mehbesseren», man müsse ihm «Sie» sagen. Er sei Besitzer einer Sechs-Zimmer-Wohnung. ??? So so! Ja wa? Ob man die einmal anschauen dürfe? Wowoll! Sie kommen zu einem prächtigen alten Haus. Der Freund wird in ein wunderbares Zimmer mit Biedermeiermöbeln geführt. Er kann nur staunend bewundern. Aber womit der andere sich das habe leisten können, möchte er wissen. ??? Mit Haferflöckli-Gutscheinen! ??? Isch nid mögli? Ja, und ob man die anderen fünf Zimmer auch anschauen dürfe. Was denn dort drin sei? Darauf die lakonische Antwort: Haferflöckli!

Teure Salatplättli

Der Wirt des Lokals, in welchem die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft ihre Tagung für Konsumentenschulung abhielt, hatte offenbar seine eigene Auffassung von Gemeinnützigkeit.

Vielleicht dachte er auch, es werde da auf möglichst hohe Konsumationsrechnungen geschult —, jedenfalls waren die Teilnehmer, die dort ihr Mittagessen einnahmen, einigermassen erstaunt, als ihnen die Rechnung präsentiert wurde, auf welcher ein simples Tellerli mit gemischtem Salat als Beilage mit sage und schreibe zwei Franken figurierte. Womit erwiesen ist, dass Konsumentenschulung nötig ist und zwar so, dass auch der Verkäufer einer Ware merkt, was er dem Käufer zumuten kann und was nicht.

Aus der dänischen Konsumentenbewegung

Am 31. Januar 1947 wurde in Dänemark der Konsumentenrat dänischer Hausfrauen gegründet. Initiantin war Frau Bodil Begtrupp, damals Vorsitzende des Nationalrates dänischer Frauen. Heute ist Ihre Exzellenz, Frau Begtrupp, Botschafter Dänemarks in der Schweiz.

Dem Konsumentenrat dänischer Hausfrauen gehören je zwei Mitglieder von 12 verschiedenen Organisationen, überwiegend solchen von und für Frauen, an. Der Konsumentenrat unterhält ein Büro mit hauptberuflichem Büropersonal sowie juristischen und technischen Ratgebern. Geleitet wird der Rat von einem siebenköpfigen Arbeitsausschuss.

Die Hauptaufgaben des Konsumentenrates sind die folgenden:

a) Den Standpunkt der Konsumenten gegenüber staatlichen und — soweit tunlich — auch anderen Behörden zu vertreten.

b) Die Konsumenteninteressen in Kommissionen, Räten und Ausschüssen zur Geltung zu bringen.

c) Mit Institutionen zusammenzuarbeiten, die für die Förderung der Forschung eintreten. Für eine Standardisierung und Qualitätssignierung von Waren zu wirken, welche für die Konsumenten von besonderer Bedeutung sind.

d) Für die Aufklärung der Konsumenten zu sorgen und zur praktischen Koordinierung der Aufklärungsarbeit beizutragen.

e) Mit entsprechenden Konsumenten-Organisationen in anderen Ländern zusammenzuarbeiten.

Die Qualitätssignierung

setzt gewisse Probemethoden voraus. Es sollen damit Normen für eine Minimalanforderung festgesetzt werden, der die Ware genügen muss, um vom Konsumentenrat gutgeheissen zu werden. (Dieses Prozedere entspricht ungefähr der Tätigkeit des SIH in unserem Land). Bei den Fabrikanten macht sich ein steigendes Interesse für Qualitätssignierung der Waren bemerkbar.

Bildungsarbeit des Konsumentenrates:

Durch Broschüren, ähnlich wie sie das SIH herausgibt, durch Vorträge und Radiosendungen wird Aufklärungsarbeit getrieben. Die Broschüren sind in erster Linie für die Hausfrauen gedacht, jedoch zeigen sich auch Fabrikanten daran interessiert, und bereits wurden Waren in Modell, Verarbeitung und Qualität den Wünschen der Konsumenten angepasst. Probeweise werden die Broschüren auch an einzelnen Schulen und beim Zivilunterricht der Soldaten verwendet. Der Konsumentenrat stellt für «Käuferkurse» das Material zur Verfügung.

Reklamationszentrale des Konsumentenrates:

Dänische Konsumenten müssen keinen Groll-Kropf bekommen, wenn sie sich nach einem Kauf hereingelegt fühlen. Sie können zur Reklamationszentrale gehen, die von einem Juristen geleitet wird. Dieser versucht dann vom Verkäufer, manchmal auch vom Fabrikanten, die notwendigen Aufschlüsse zu erhalten und eine Regelung herbeizuführen. Verhandlungen in Verbindung mit einer Klage haben oft eine wertvolle Zusammenarbeit zwischen Konsumentenrat und dem in Frage kommenden Betrieb eingeleitet.

Finanzierung:

Der Konsumentenrat ist wirtschaftlich unabhängig. Jede der angeschlossenen Organisationen gibt einen bescheidenen, jährlichen Beitrag. Dazu kommen Beiträge einzelner privater Institutionen und grössere Zuwendungen aus dem sogenannten «Produktivitätsfonds».

Diese Angaben verdanken wir einem Merkblatt, welches Ihre Exzellenz, Frau Bodil Begtrupp, dem Frauenblatt freundlicherweise zukommen liess, als unsere Rubrik neu in Erscheinung trat. H. C.-O.

Das SIH erteilt Auskünfte:

Im Jahre 1962 erteilte das SIH 6400 schriftliche, telephonische und mündliche Auskünfte. Das sind rund 25 pro Arbeitstag.

Diese Auskünfte sind eine Sozialleistung, die Gebühren dafür werden darum bewusst sehr niedrig gehalten. Dennoch ist gerade die Beratungstätigkeit ein defizitärer Aufgabenbereich des SIH.

An erster Stelle stehen schon seit Jahren Auskünfte über Waschmaschinen, Waschmittel und Waschprobleme. Mehr als ein Drittel aller Anfragen betreffen diese Gebiete. Es folgen Auskünfte über Küchenapparate, Staubsauger, Bodenpflege, Bügeleisen, Bügelmaschinen, Strickapparate und Geschirrwaschmaschinen.

Warentest und Konsumentenberatung:

Die Leserinnen von St. Gallen und Umgebung möchten wir darauf aufmerksam machen, dass die Frauenzentrale zusammen mit dem SIH am nächsten

Mittwoch, den 29. Mai 1963, nachmittags 14.15 Uhr, im Parterresaal des Hotel Ekkehard,

eine öffentliche Veranstaltung durchführt.

Zwei Leiterinnen des SIH sowie ein Abteilungsleiter der EMPA, St. Gallen, werden über ihre Arbeit orientieren.

---

zubauen und die Staffelung der Sommerferien unter den deutsch-schweizerischen Städten beizubehalten.

In drei Diskussionsgruppen: Angleichung der Schulprogramme, Ferienprobleme der Schule, Schule und Elternhaus wurden bestimmte Fragenkomplexe noch näher erörtert, wobei sich die Frauen sehr interessiert und diskussionsgewandt zeigten.

Es zeigte sich, dass die Angleichung der Schulprogramme auf schweizerischer Ebene, also über die Kantonsgrenzen hinaus, nicht so einfach zu verwirklichen ist, wie Laien denken mögen. Die föderative Regelung, wonach jeder Kanton, seiner Struktur und Geschichte gemäss, seinen eigenen Schultyp hat, bringt nicht nur Nachteile mit sich. Wohl geht die allgemeine Tendenz auf eine möglichst grosse Vereinheitlichung und Vereinfachung der Schule hinaus, und wahrscheinlich wird vieles auf schweizerischer Ebene vereinheitlicht werden, so das Schuleintrittsalter, der Uebertritt ins Gymnasium die Aufnahme der zweiten Fremdsprache, des Latein, der Geometrie, Physik usw., aber es fragt sich doch, ob nicht dem zukünftigen Menschen weit besser gedient wäre, wenn die Schulung und Erziehung anstatt vereinheitlicht im Gegenteil individualisiert würde, wie dies schon in manchen ausgezeichneten internen Schulen in der Schweiz mit grösstem Erfolg und besten Ergebnissen getan wird. Die Geschichte der Menschheit ist ein einziger Individuationsprozess, nun pötzlich Schulung und Erziehung vereinheitlichen zu wollen, scheint doch ein recht fragwürdiges Unterfangen zu sein, es werden so noch viel weniger Menschen als bisher zu echten Persönlichkeiten durchfinden, wie wir doch so nötig hätten.

Im Foyer des Kursaals hatte Frau Dr. Gagg-Schwarz einen ganzen Arbeitstisch mit Proben aus dem Berner Oberländer Heimatwerk zusammengestellt, gewobenen und gestickten Textilien, schönem Heimberggeschirr, Kupfer- und Silberarbeiten, Zinnkannen usw., die von den Frauen stark beachtet und bewundert wurden.

Das Bankett im Hotel Beaurivage vereinigte die Frauen am Abend zu ungezwungenem Beisammensein, ein ausgezeichnetes Cabaret aus Thun sorgte für die Unterhaltung.

Der Sonntag begann mit einem katholischen, einem altkatholischen und einem evangelischen (Dr. h. c. Dora Scheuner) Gottesdienst; im Anschluss daran folgte dann die eigentliche Delegiertenversammlung, präsidiert von Frau Dr. D. Rittmeyer. Als neues Mitglied wurde die Liberale Frauengruppe Emmen in den BSF aufgenommen. Der Jahresbericht vermittelt einen Ueberblick über die einzelnen Arbeitsgebiete im vergangenen Jahr. Zur Präsidentin des neuen europäischen Sekretariates, das eine engere Zusammenarbeit der Frauenverbände gewährleisten soll, wurde Frau Dr. Jadot, Belgien, ernannt. Die verschiedenen Kommissionen behandelten ihre Sachfragen mit der gewohnten Gründlichkeit, so die Kommission für Frauenberufsfragen, für Erwerbsarbeit der Mütter, für Rechts- und Versicherungsfragen, für Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts, für soziale Fragen, für Volksgesundheit, für sexuelle Fragen, für Wirtschafts-, Erziehungs- und kulturelle Fragen, solche der Landesverteidigung und der internationalen Zusammenarbeit. Der BSF umfasst gegenwärtig 45 schweizerische Verbände, 18 kantonale Frauenzentralen, 187 lokale Vereine und rund 200 Einzelmitglieder. Die Jahresrechnung ergab wiederum ein Defizit, das aber durch die Kartenaktion und durch einen Anteil an der Bundesfeierspende gedeckt werden konnte.

Ueber «Verantwortliche Elternschaft» sprach Frau Dr. H. Hopf-Lüscher, Thun, dann erstattete Frau Dr. Rittmeyer Bericht über die Indien-Aktion des BSF, und schliesslich wurde auch die gegenwärtige Situation des Schweizer Frauenblattes besprochen.

Leider ging das strahlende Sonntagswetter in Regen über, der aber den Frauen die Freude über die gelungene Tagung und die vielen neuen Anregungen nicht nehmen konnte. Dank sei noch einmal dem Bernischen Frauenbund für die ausgezeichnete Organisation der Tagung und die freundliche Aufnahme der vielen Gäste. RST

75 Jahre Evangelischer Frauenbund Zürich

E. P. D. Der Evangelische Frauenbund Zürich kann auf ein 75jähriges Bestehen zurückblicken.

In der Jubiläumsversammlung, im vollbesetzten Saal des Kurhauses Rigiblick, bot die Präsidentin, Frau Professor G. Kägi-Matzinger, einen Rückblick auf das Werden und Wachsen des Werkes. Die Gründerjahre waren geprägt vom Kampf um die Anerkennung berechtigter Anliegen. Beeinflusst von der Engländerin Josephine Butler sah man als erstes Ziel die Hebung der Sittlichkeit. Dies geschah in der Bereitstellung eines Mädchenheims und eines Mütter- und Kinderheims. Die Erfahrungen aber zeigten bald, dass auch Schulung und Aufklärung nötig sind. So wurden schon 1901 in Aussersihl die ersten Mütterversammlungen durchgeführt. 1913 erfolgte die Schaffung einer ersten Fürsorgestelle für Gefährdete und Entgleiste. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges kamen monatliche Abendvorträge für Töchter hinzu, die später zu Kursen in Lebenskunde, Rechtskunde und Krankenpflege ausgebaut wurden. 1948 erfolgte der Neubau des Säuglings- und Mütterheims Pilgerbrunnen mit der Errichtung einer evangelischen Schule für Wochen- und Säuglingspflegerinnen. 1952 erstand ein Wohnheim für Töchter. Ein neues Glied in der Frauenarbeit bildet der Ulmenhof in Ottenbach, der in Zusammenarbeit mit der Justizdirektion des Kantons Zürich als Arbeitserziehungsanstalt im Sinne des neuen Strafgesetzbuches vom Frauenbund geführt wird. 1957 wurde die Fürsorgestelle zu einer Rechtsberatung ausgebaut und im Jahre 1960 eine Beratungsstelle für berufstätige Frauen angegliedert. Der Frauenbund sieht in seiner Arbeit als letztes Ziel einen seelsorgerlichen Dienst.

Von grossem Vertrauen, das das Wirken des Frauenbundes begleitet, zeugten die vielen Gratulationsadressen. Bei einem geselligen Beisammensein, in dem auch der Fröhlichkeit Raum gegeben wurde, kam ein eindrückliches Spiel von Pfr. Arthur Pfenninger über die Entstehung des Frauenbundes zur Aufführung.

75 Jahre Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

BWK. — Musik und Blumen, Dankesworte durch die Präsidentin M. Humbert-Böschenstein an ihren Vorstand, ihre Mitglieder, die durch Abgeordnete vertretenen Frauenorganisationen und sozialen Institutionen und wiederum seitens der Behörden (Regierungsrat Schwarz und Stadtammann Fürsprech Max Müller) und aus den Reihen der «Gemeinnützigen» an die Präsidentin, und die rund 32 000 Mitglieder in ihren insgesamt 230 Sektionen kennzeichneten die im aargaulschen Baden an historischer Stätte durchgeführte Jubiläumstagung.

Dank bester Vorbereitung konnten die Traktanden erfreulich rasch erledigt und die Berichte über die Vereinswerke wie Adoptivkinderversorgung, Gartenbauschule Niederlenz, Aktion Bergbevölkerung, die schweizerische Brautstiftung, Diplomierung langjähriger Dienste von Hausangestellten, Erholungsheim «Sonnenhalde» für Mutter und Kind in Waldstatt usw. genehmigt werden.

Ein höchst anschauliches Bild schweizerischen Frauenschaffens auf sozialem und fürsorgerischem, wie volkswirtschaftlichem und rechtlichem Gebiet unseres Landes durch die siebeneinhalb Jahrzehnte, seitdem am 18. März 1888 in Aarau der Verein gegründet wurde, verstand Frau M. Humbert mit ihrem Rückblick «Der SGF gestern — heute — morgen» zu zeichnen. Die Präsidentinnen Rosa Maria Gschwind-Hofer, Gertrud Villiger-Keller, Emma Corodi-Stahl, Berta Trüssel, Frau Schmid-Stamm, A. Mercier-Jenny und die seit zehn Jahren in ihrem verantwortungsvollen Amte stehende M. Humbert-Böschenstein wurden durch die Vorsitzende der Thurgauer Gemeinnützigen Frauenvereine, Frau Schellenberg, mit einer gehaltvollen Ansprache geehrt.

Schon ein Jahr nach Vereinsgründung verlangten die einsichtigen und fortschrittlichen Frauen damals in einer Eingabe an die Bundesbehörden die Einsetzung von Fabrikinspektorinnen wie jene von Gewerbeinspektorinnen und strebten die Wahl von Frauen in Armenbehörden, den Abschluss von Lehrverträgen auch für Töchter an. Es galt, den Arbeiterschutz zu fördern und der Beschäftigung von Kindern in der Hausindustrie und im Kleingewerbe entgegenzuwirken. Die Tuberkulosebekämpfung, damals ein Hauptanliegen des Vereins, ist inzwischen längst eine selbständige Institution geworden. — Dass nun aber die Rückschau eines 75-jährigen Jubiläums nicht Ausruhen oder Stillestehen bedeuten soll, dafür bürgen die verantwortlichen SGF-Frauen und das von ihnen bereits wieder aufgestellte Arbeitsprogramm.

Gemeinnütziger Frauenverein Zürich

An der gutbesuchten 78. Generalversammlung liess die Präsidentin, Frau Grossmann-Kull, die Traktanden ordnungsgemäss abrollen. Der Jahresbericht bot ein aufschlussreiches Bild aus dem vielgestaltigen Aufgabenkreis des Vorstandes, wie über die ausgedehnte Vereinstätigkeit während des vergangenen Jahres. Haushaltungsschule und Kinderkrippen stehen an erster Stelle, es folgen das Altersheim für Hausangestellte, das Wohnheim für alleinstehende Frauen, die freiwilligen Nähnachmittage für die 7 Krippenhaushaltungen, weitere Aktionen wie Diplomierung treuer Hausangestellter, die hauswirtschaftlichen Prüfungen — es wurden 237 Lehrtöchter und 67 Freiwillige geprüft. Die Tätigkeit des Gemeinnützigen Frauenvereins hat ein solches Ausmass angenommen, dass selbst in den Monatsversammlungen nur noch stichwortartige Berichte möglich sind, um Vorträgen von allgemeinem Interesse Raum zu gewähren. Trotz alledem wird durch Delegierte in engem Kontakt mit der Frauenzentrale, dem Stimmrechtsverein und anderen Frauenorganisationen Stellung genommen zu aktuellen Zeitproblemen. Eines der mannigfachen, aus der Zeit herauswachsenden Probleme wurde am Schluss der Generalversammlung von Herrn Dr. F. Tanner durchleuchtet. Mit tiefem Verständnis für die alte und für die junge Generation zeigte er in seinem Referat Wege zur Lösung oder Vermeidung des Generationenproblems. Der Referent appellierte an das Verantwortungsbewusstsein der Eltern. Herzlichen Dank durften die Präsidentin und ihre getreuen Helferinnen, ganz besonders auch Frau Hüni entgegennehmen, die nach jahrzehntelanger, selbstloser Mitarbeit aus dem Vorstand ausscheidet.

H. Forrer-Stapfer

Eine Luzernerin Doktor der Theologie

Kürzlich hat an der Universität in Pretoria die Schweizerin Frl. Pfr. M.-L. Martin zum Doktor der Theologie promoviert mit der Dissertation «The biblical concept of Prophetism and Messianism in South Africa». Diese Promotion ist insofern bemerkenswert, als Frl. M.-L. Martin, die aus Luzern stammt, die erste Frau ist, die in Südafrika einen theologischen Doktorgrad erworben hat. evp.

SYNTEC
Der gute neuartige Topfreiniger auch praktisch für den Frühjahrsputz

BUFFET HB ZÜRICH
grosszügig in der Leistung — bescheiden in der Berechnung
R. Candrian-Aeri

Sonderseite «Schweizer Frauenblatt»

Freitag, 24. Mai 1963 Nr. 11/232

Frauenstimmrecht

Verantwortliche Redaktion dieser Seiten: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Zuschriften an: Frau A. Villard-Traber, Socinstrasse 43, Basel

Die Gemeinderatswahlen der Stadt Genf 27./28. April

Eine Genferin kommentiert:

Während mehrerer Wochen führten die fünf genferischen Parteien (Sozialisten, Radikale, Liberale, Christlich-Soziale und PdA) ihren Wahlkampf mit einer nicht aufdringlichen aber doch eindringlichen Propaganda in der Presse und mit Hilfe von Flugblättern. Sie verwendeten als Ausgangspunkt die aktuellen wirtschaftlichen und sozialen Probleme, die Genf lösen sollte: die immer noch andauernde Krise auf dem Wohnungsmarkt, die unmässig hohen Mietpreise für Geschäftsräume und Privatwohnungen, die allgemeine Teuerung, ob es sich nun um Milch oder Fleisch (nicht einmal das Wasser ist von ihr ausgenommen!) handle. Dass die Renten der Alters- und Invalidenversicherung infolge der Teuerung immer ungenügender werden, vergass die Wahlpropaganda auch nicht zu erwähnen. Auch auf die unangepassten Löhne des eidgenössischen Personals, ganz besonders der Postangestellten, wurde hingewiesen.

Eine erstaunliche Tatsache: alle Parteien schienen dieselben Ziele zu verfolgen, nämlich die Beseitigung der erwähnten Misstände. Verschieden waren nur die Mittel, die dafür von den verschiedenen Parteien von links nach rechts vorgeschlagen wurden. Die bürgerlichen oder «vaterländischen» Parteien wetteiferten überdies, die Verantwortung für bestehende Uebel einander in die Schuhe zu schieben. Dies ist immer ein gefährliches Spiel, dessen der Wähler bald überdrüssig ist. Vielleicht noch viel mehr aber die Wählerin, deren praktischer Sinn durch ihre Tätigkeit als Hausfrau geformt und entwickelt ist und die statt eines zermürbenden Kleinkriegs zwischen den Parteien lieber konkrete Vorschläge zur Lösung der Wohnungskrise, der Teuerung und anderer volkswirtschaftlicher Probleme hätte.

An Prophezeiungen über den Wahlausgang, die sich alle reichlich widersprachen, fehlte es nicht. Einig war man sich vielleicht darin, dass das Ergebnis ungefähr dasselbe Bild ergeben würde wie die kantonalen Wahlen im Herbst 1961. Die neuen kantonalen Behörden hatten nämlich viel gleichmässiger gearbeitet als die früheren, und das als Folge der Schwächung der Zentrumspartei (Radikale), die bis zum Herbst 1961 allmächtig gewesen war.

Doch die Wahlergebnisse brachten einige Ueberraschungen: die eindeutige und ernste Niederlage der Radikalen (von 26 Sitzen nur noch 15), der ganz bescheidene Gewinn der Christlich-Sozialen (sie konnten nur gerade den einen bei den letzten Gemeindewahlen verlorenen Sitz wieder gewinnen), der wider Erwarten sehr geringe Verlust der äussersten Linken (von 18 Sitzen verloren sie 2), der mittlere Gewinn der Konservativen (Liberalen) Partei (früher 12, jetzt 15 Sitze) und schliesslich das beträchtliche Vorrücken der Sozialisten, das selbst optimistische Sozialisten nicht vorausgesehen hatten: statt 12 haben sie heute 21 Sitze inne.

Es gibt noch andere besondere Merkmale bei diesen Wahlen: so sind offensichtlich bei einzelnen Parteien «innere» Wahlkämpfe geführt worden: denn 26 der bisherigen Gemeinderäte wurden nicht mehr gewählt. (Der Gemeinderat der Stadt Genf hat 80 Mitglieder.) Und dann sind, wie zu erwarten war, die ersten Frauen als Gemeinderätinnen gewählt worden. Sie haben ihre Stellung im Vergleich zu den Wahlen in den Kantonsrat verstärkt. Es wurden 12 Frauen gewählt, nämlich 4 liberale, 2 christlichsoziale, 4 Sozialistinnen und 2 Kommunistinnen. Die Radikale Partei hatte nicht einmal so viel politischen Sinn oder so viel politische Einsicht, wenigstens eine einzige Frau zu wählen.

Zu sagen, welchen Einfluss die Wählerinnen auf diese Wahlen gehabt haben, ist schwer. Den sozialistischen Erfolg zu erklären, ist leichter. Erfreulich ist, dass gleichviel Wählerinnen wie Wähler an die Urnen gingen. Zwar werden sich auch diesmal Stimmen finden, die den Genferinnen vorwerfen werden, dass sie nicht noch zahlreicher sich an den Wahlen beteiligten. Solche Stimmen hörte man ja früher schon, besonders in jenen Kantonen, die überhaupt noch kein Frauenstimmrecht haben. Aber dieser Vorwurf ist ja nur ein Vorwand, um den eigenen Frauen das Stimmrecht noch länger vorzuenthalten. Im Grunde ist es psychologisch gut, wenn die Wählerinnen zahlenmässig die Wähler nicht übertreffen. Die Genfer Gemeinderatswahlen haben vor allem gezeigt, dass da, wo die Männer der öffentlichen Sache Interesse entgegenbringen, die Frauen es an diesem Interesse auch nicht fehlen lassen.

Der ausgesprochene Erfolg der Liberalen und der noch grössere der Sozialisten aber beweist, dass sowohl die Wähler als die Wählerinnen nicht nach Parteiprogrammen gewählt haben, sondern sie stimmten für jene Parteien, deren kantonale Behördemitglieder seit den Wahlen im Herbst 1961 dafür sorgten, dass viele Arbeiten und Neuerungen in Angriff genommen wurden und auf dem Wege ihrer Verwirklichung sind. Es seien hier nur genannt die Reform des Schulwesens, die Gründung des Abendgymnasiums, der Ausbau des Stipendienwesens, die Vorbereitung des Gesetzes, das unseren Kanton dem Armenkonkordat anschliessen soll.

Zur Stärke der beiden erwähnten Parteien hat unzweifelhaft auch beigetragen, dass sie jede Listenverbindung ablehnten und sich allein in den Wahlkampf wagten. Diese eindeutige Haltung war geeignet, das Vertrauen der Frauen zu gewinnen. Die Frauen selbst haben auf die Wahlen hin nur innerhalb ihrer eigenen politischen Gruppe gewirkt. Sie haben das ohne irgendeine feindselige Propaganda gegen irgend eine Partei getan. *E. K.*

Das Wahlergebnis in den Genfer Landgemeinden

In der Stadt sind von 80 Stadt- oder Gemeinderäten seit dem letzten Aprilsonntag 12 Frauen: je 4 gehören der liberalen und der sozialistischen, je 2 der katholischen und der kommunistischen Partei an.

Wie steht es mit den Landgemeinden? Es gibt deren 44. Die Anzahl der Gemeinderäte variiert von Dorf zu Dorf: kleine Gemeinden haben 7, 9, 11 Gemeinderäte. Grössere bis 25. Alle 44 Gemeinden wählten gesamthaft rund 400 Vertreter in ihre Gemeindebehörde. (Es wurde an diesem 27./28. April nur die Legislative gewählt. Die Exekutive wird in einem späteren Zeitpunkt bestimmt.) Von den jetzt gewählten rund 400 Räten sind 34 Frauen. 18 Gemeinden wählten überhaupt keine Frau. 19 wählten je eine. 6 Gemeinden wählten je zwei, und eine einzige Gemeinde, Meyrin, sogar deren 3. Die 34 gewählten Frauen verteilen sich auf alle Parteien, auch auf die radikale. Im Gegensatz zur Stadt, wo zwar Frauen auf der Liste der Radikalen aufgeführt waren, aber keine einzige gewählt wurde. Es scheint, dass die Radikalen der Stadt Genf noch immer eifrige Frauenstimmrechtsgegner sind (es waren die Radikalen, die seinerzeit mit besonderer Vehemenz die Einführung des kantonalen Frauenstimmrechts bekämpften) und dass sie daher die Frauen «radikal» von ihren Listen strichen vor dem Urnengang. Auf dem Land aber sind also 5 Frauen der radikalen Partei gewählt worden, 6 der gewählten Frauen gehören zu den Liberalen, 4 zu den Sozialisten, 2 zu den Christlich-Sozialen, 2 zur PdA und 15 gehören verschiedenen Listen vereinigter Wähler an («Liste für Gemeindeinteressen», parteilose Listen usw.). Auf dem Land sind also etwas über 8 Prozent Frauen gewählt worden. Zählt man die Stadt Genf dazu, wo neben 68 Männern nun 12 Frauen ins Stadtparlament einziehen, so erhöht sich der Prozentsatz von Frauen in den Gemeindeparlamenten: er beträgt dann 9,4 Prozent.

Dieses Ergebnis ist sehr positiv für die Arbeit der Frauen in den Behörden zu bewerten. Die Genfer und Genferinnen haben nämlich diesmal gewählt mit einiger Erfahrung, was Frauen in Behörden leisten. Seit dem Herbst 1961 haben sie ja 9 Kantonsrätinnen. In Meyrin amtete ebenfalls schon längere Zeit eine Frau in einer Behörde der Gemeinde. Und gerade in Meyrin sind drei Frauen gewählt worden. Die Frauen haben also nicht enttäuscht! Und so hat man ihnen auch bei diesen Wahlen Vertrauen gezeigt. vt.

Die Rechte der Frauen innerhalb des tessinischen Patriziates

Das Patriziat ist eine Gemeinschaft mit autonomen Rechten innerhalb des Rahmens der gültigen Gesetzte und dient dazu, die guten nachbarlichen Beziehungen zu pflegen sowie die vorhandenen Güter zum Wohl der Gemeinschaft zu verwalten.

Das ist der Inhalt von Artikel 1 des Patrizialgesetzes vom 29. Januar 1962; das alte Gesetz vom 23. Mai 1857 wurde damit ausser Kraft gesetzt. Da die Patrizialgemeinden auch materielle Güter verwalten, vertritt innerhalb dieser Gemeinschaft jeder Patrizier ein persönliches Interesse.

Erste Voraussetzung der Zugehörigkeit zum Patriziat ist das kantonale Bürgerrecht, durch Geburt oder durch Heirat mit einem Tessiner Patrizier erworben. Ein Kind männlichen oder weiblichen Geschlechts aus dieser Verbindung wird automatisch Patrizier oder Patrizierin und kann bei Volljährigkeit das Stimmrecht ausüben. Dieses Stimmrecht bleibt aber auf eine Stimme pro Familie beschränkt; Vater oder Sohn, Mutter oder Tochter können die Hausgemeinschaft nach Belieben vertreten. Im alten Gesetz vertrat immer nur der Familienälteste, in dessen Abwesenheit der Zweitälteste usw. die Familiengemeinschaft. Leben Sohn oder Tochter ausserhalb der Familiengemeinschaft als selbständige Bürger, können sie innerhalb der Patrizialgemeinde das Stimmrecht ausüben. Selbst wenn sie ausserhalb der Gemeinde, in einem anderen Kanton oder im Ausland wohnen, gehen sie ihrer Rechte als Patrizier nicht verlustig, wenn sie die jährlichen Gebühren bezahlen und nicht mehr als zwei Jahresbeiträge ausstehend haben. Immerhin müssen diese Patrizier eine Person innerhalb der Gemeinde bezeichnen, welche die betreffenden Mitteilungen entgegennimmt; das Stimmrecht kann jedoch nicht in Vertretung, immer nur in persönlicher Anwesenheit ausgeübt werden.

Die Gleichstellung von Mann und Frau in der Patrizialgemeinde wurde ursprünglich geschaffen, um der Frau die Möglichkeit zu geben, die Interessen der Familie bei Abwesenheit des Familienoberhauptes innerhalb der Patrizialgemeinde zu wahren. Aus der damaligen Emigrationsgeschichte können wir erfahren, dass die Abwesenheit oft jahrelang dauerte; Tessiner Maler, Architekten, Maurer und Gipser haben an deutschen und russischen Höfen bleibende Kunstwerke geschaffen.

Die Gleichstellung der Frau mit dem Manne hinsichtlich Erwerb und Verlust der Patrizialbürgerschaft ist nicht vollständig, weil der Mann diese Rechte stets behalten kann, die Frau hingegen sie in folgenden Fällen verliert:

1. Durch Heirat mit einem Patrizier einer anderen Gemeinde; sie wird in das Patrizialrecht der Gemeinde ihres Mannes eingegliedert.

2. Durch Heirat mit einem Schweizer Bürger eines anderen Kantons, da sie automatisch Bürgerin der Heimatgemeinde ihres Mannes wird.

3. Durch Heirat mit einem Ausländer, falls sie auf das Schweizer Bürgerrecht verzichtet. Das Patrizialgesetz trägt der erfolgten Abänderung des schweizerischen Bürgerrechtsgesetzes Rechnung und räumt die gleiche Vergünstigung ein: jede Frau, welche bei der Heirat mit einem Ausländer ihr Schweizer Bürgerrecht beibehält, bewahrt damit auch ihre Patrizialrechte.

Das letztes Jahr in Kraft getretene Patrizialgesetz gibt in Artikel 127 jeder Frau, die durch Heirat ihre Patrizialrechte verlor, die tessinische Kantonszugehörigkeit jedoch besass oder sie vor Inkrafttreten des neuen Gesetzes wieder erworben hatte, die Möglichkeit, sich in die Patrizialrechte ihres ledigen Standes zurückzugliedern.

Somit ergibt sich folgende rechtliche Situation: Heiratet die Tessinerin einen Ausländer und behält ihr Schweizer Bürgerrecht bei, bleibt sie Patrizierin; heiratet sie jedoch einen Eidgenossen eines anderen Kantons, verliert sie die Patrizialrechte.

Die glücklichen Tessinerinnen, die ein Patrizier-Bürgerrecht besitzen, machen von ihren Rechten Gebrauch und üben die damit verbundenen Pflichten gewissenhaft aus; die Geschichte der Patrizierinnen von Comano verdient in diesem Zusammenhang in Erinnerung gerufen zu werden: eine ausländische Firma wollte einen einzigartig schönen Kastanienhain erwerben, der sich von der Gemeinde bis auf den Bernardinoberg zieht. Die Patrizialgemeinde wurde einberufen. Das klingende Angebot hätte jedem einzelnen Patrizier eine recht ansehnliche Summe Geld eingetragen. Entsprechend dem Antrag der Vorsitzenden, die das Präsidium innehatte, wurde durch die Mehrheitsstimmen der Patrizierinnen ein Verkauf dieses Landes abgelehnt.

Innerhalb der Patrizialgemeinde besteht übrigens vollständige Gleichheit für Mann und Frau, beide sind für alle Aemter wählbar. *Emma Degoli*

CHRONIK

Die Europaunion tritt für das Frauenstimmrecht ein

Am 4./5. Mai stimmte die Delegiertenversammlung der Europaunion (Zentralpräsident Dr. Hans Bauer, Basel) einer Resolution zu, die u. a. folgendes ausführt:

«Die Europaunion begrüsst mit grosser Befriedigung den Beitritt der Schweiz zum Europarat. Dieser von ihr seit vielen Jahren empfohlene Schritt ist geeignet, die aktive Mitwirkung unseres Landes am Aufbau eines geeinten Europa zu fördern. Durch ihre Mitarbeit insbesondere in den zahlreichen Kommissionen der Beratenden Versammlung des Europarates werden die ihr angehörenden schweizerischen Parlamentarier die reichen schweizerischen Erfahrungen mit dem Föderalismus in Staatsaufbau und Verwaltungspraxis im gesamteuropäischen Rahmen zur Geltung bringen.

Die Europaunion macht indessen darauf aufmerksam, dass der Mangel an effektiven Kompetenzen der Beratenden Versammlung des Europarates diesen daran hindert, die im Integrationsprozess unentbehrlichen demokratischen und parlamentarischen Kontrollfunktionen zu erfüllen.

Mit dem Beitritt zum Europarat muss die Schweiz die sich aus der Mitgliedschaft ergebenden Rechte und Pflichten in vollem Ausmass ausüben und anerkennen. Die Europaunion ersucht daher den Bundesrat, die verschiedenen Konventionen des Europarates zu unterzeichnen und vor allem so bald als möglich die nötigen Voraussetzungen zu schaffen, damit unser Land der europäischen Menschenrechtskonvention beitreten kann (Frauenstimmrecht, religiöse Fragen).»

Arbeitsgemeinschaft für die politischen Rechte der Frau

In Bern tagte der Vorstand der Arbeitsgemeinschaft der schweizerischen Frauenverbände für die politischen Rechte der Frau, der 52 Frauenorganisationen angeschlossen sind. Unter anderen prüfte sie die Fragen, welche sich im Zusammenhang mit dem Beitritt der Schweiz zum Europarat stellen. Das Statut des Europarates verpflichtet die Mitglieder, «die Vorherrschaft des Rechtes und die Anwendung der Menschenrechte und Grundfreiheiten auf alle seiner Herrschergewalt unterstellten Personen» anzuerkennen, und ersucht sie, «aufrichtig und tatkräftig mitzuarbeiten» bei der Förderung der Ideale und Grundsätze des Europarates. Dadurch erwächst für die Schweiz die Verpflichtung, die politische Gleichberechtigung der Frauen tatkräftig zu fördern. Die Arbeitsgemeinschaft wird diese Frage weiterverfolgen und praktische Wege der Realisierung suchen, damit es auch unserem Land möglich wird, der europäischen Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten beizutreten.

Genfer Polizistinnen in Uniform

Der Genfer Staatsrat hat dem Grossen Rat einen Revisionsentwurf des Gesetzes über die Polizeiorganisation vorgelegt, die wichtigste Neuerung in diesem Entwurf betrifft die Schaffung einer weiblichen Polizeibrigade in Uniform. Nach dem Zürcher Vorbild sollen diese 40 Frauen als Verkehrspolizisten eingesetzt werden, vor allem bei der Ueberwachung von Schulkindern, Verkehrserziehung der Kinder, Auskunft an Reisende, Fussgängerüberwachung, eventuell auch Ueberwachung der Märkte und Betreuung der automatischen Signalanlagen. Daneben würden die Polizistinnen administrative Aufgaben übernehmen. Da ihre Tätigkeit weniger streng und verantwortungsvoll sein wird als die ihrer männlichen Kollegen, werden sie wahrscheinlich nicht in die gleiche Gehaltsklasse eingereiht (Fr. 9400.— anstatt 10 200.—). (BSF)

Junge Aerztinnen, Zahnärztinnen, Apothekerinnen

Die Eidgenössische Medizinalprüfung bestanden im Herbst 1962 23 Aerztinnen, 3 Zahnärztinnen, 15 Apothekerinnen. (BSF)

Gleiche Prämien in der Krankenversicherung?

Beachten Sie im allgemeinen Teil des heutigen Blattes den Artikel von Dr. Lotti Ruckstuhl über die Krankenversicherung. Der Nationalrat wird in der Junisession sich mit diesem Problem beschäftigen.

Atominitiative II

Warum können wir Frauen uns am 26./27. Mai nicht zur Atominitiative II äussern? Gehören wir nicht zum Volk?

Frauen und Wissenschaft

Professorin für Astrophysik in Neuenburg

Der Neuenburger Staatsrat hat Dr. phil. Edith Müller von Zürich zur ausserordentlichen Professorin für Astrophysik an der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Neuenburg ernannt.

Technische und wissenschaftliche Frauentätigkeit in Amerika

Im öffentlichen Dienst der USA arbeiten etwa 600 000 Frauen, d. h. auf je vier Beamte im Bundesdienst entfällt eine Frau. Ungefähr 85 Prozent sind als Sekretärinnen und Daktylos tätig. Fast 20 000 weibliche Beamte verrichten halbwissenschaftliche oder technische Arbeiten und nicht weniger als 35 000 Beamtinnen üben Berufe aus, die eine wissenschaftliche Ausbildung und einen akademischen Grad erfordern.

Südafrikanische Republik

In Kapstadt wurde zum ersten- und wohl auch zum letztenmal eine Negerin zur Vorsitzenden des Studentenvereins der Universität gewählt. Da aber die Rassentrennungsgesetze die Immatrikulation von Negern und Farbigen stark einschränken, geht die Zahl der nichtweissen Studenten rasch zurück.

Hauswirtschaft an der Universität

An der Landwirtschaftlichen Fakultät der Justus-Liebig-Hochschule in Giessen wurde als neues Studiengebiet das Studium der Hauswirtschafts- und Ernährungswissenschaften eingeführt. (BSF)

Die berufstätigen Frauen in Deutschland

In der Bundesrepublik stehen gegenwärtig über 9,5 Millionen Frauen im Berufsleben. (BSF)

Richterin in Frankreich

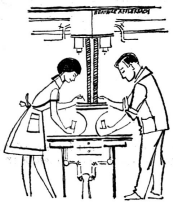
Madame Lagarde, erste Frau am Kassationsgericht, ist zur Präsidentin des Tribunal des Conflits ernannt worden. (BSF)

Die italienischen Frauen haben Zutritt zum Richteramt

Frau Emilia Pnzeveroni ist als erste Frau in Italien mit dem Amt eines Vernehmungsrichters betraut worden. Seit dem 9. Februar 1963 steht den Frauen der Zutritt zum Richteramt offen. (BSF)

Gleiche Arbeit

Gleicher Lohn



Die Waadtländer Liberalen stehen zum Prinzip «Gleiche Arbeit, gleicher Lohn»

Vor kurzem hat die waadtländische liberale Partei eine Schrift herausgegeben, die sich klar und eindeutig zum Prinzip «Gleiche Arbeit, gleicher Lohn» bekennt. In einem historischen Ueberblick wird gezeigt, welche Anstrengungen in der ganzen Welt zur Verwirklichung des Prinzips gemacht wurden. Sie vergisst auch nicht darauf hinzuweisen, dass bei uns in der Schweiz Nationalrat und Ständerat noch keine Einigung in dieser Frage erreicht haben. Der Ständerat wollte bis jetzt eben nicht die berechtigte Frauenforderung, dass bei gleicher Leistung auch derselbe Lohn zu bezahlen sei, anerkennen. Aus der erwähnten Schrift erfahren wir, dass in der Schweiz auf 100 berufstätige Frauen deren 71 ledig sind, 8 davon Witwen und 5 geschiedene Frauen. Nur 16 von 100 berufstätigen Frauen sind also verheiratet. Die Hälfte der berufstätigen Schweizer Frauen sind zudem weniger als 30 Jahre alt. Eine Umfrage bei 30 welschen und deutschschweizerischen Firmen hat gezeigt, dass die Entwicklung den berufstätigen Frauen günstig ist: die Differenz zwischen Frauen- und Männerlöhnen wird immer kleiner. Immerhin beträgt sie auch heute immer noch zwischen 25 und 30 Prozent bei den Arbeitern und 15 bis 25 Prozent bei den Angestellten. — Der Lohn, so sagt die Schrift der Waadtländer Liberalen, soll nach der geleisteten Arbeit bemessen werden und nicht nach den Unterstützungspflichten des Arbeitnehmers. Doch soll dieser reine Leistungslohn ergänzt werden durch Zulagen, die auf den einzelnen Fall abgestimmt sind. Also z. B. durch Kinderzulagen. Verdienen beide, Mann und Frau, und haben sie Kinder, so soll aber die Kinderzulage nur einem Teil, und zwar dem Mann, ausbezahlt werden. Die Waadtländer Liberalen sind der Ansicht, dass die Angleichung der Frauenlöhne an die Männerlöhne durch freiwillige Uebereinkommen herbeigeführt werden soll. — Diese klare Haltung der Waadtländer Liberalen verdient Beachtung. Denken wir daran, dass die Waadt der erste Kanton mit Frauenstimmrecht war. Es scheint, dass das Frauenstimmrecht auch für andere Frauenforderungen den Weg ebnet. F. S.

Lausanne

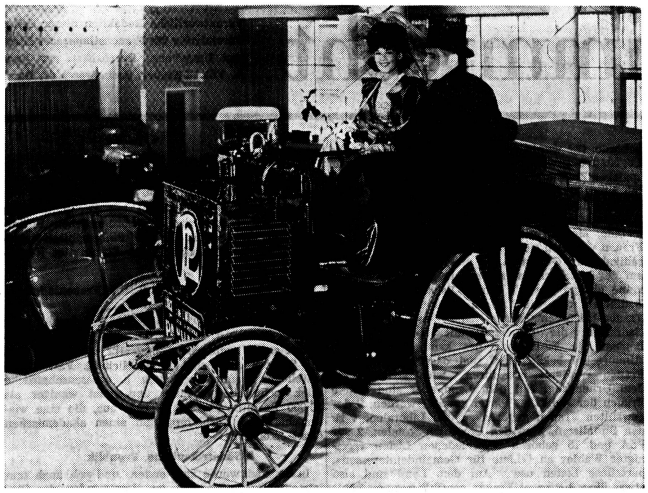
Die Löhne der Lausanner Lehrerinnen sind noch immer kleiner als diejenigen ihrer Kollegen. Doch erhalten sie nun neuerdings eine gleiche Lohnzulage für Wohnung und Unterhalt in der Stadt, falls die Familienverhältnisse gleich sind.

Gleicher Lohn?

Die Gemeindeversammlung von Bülach (ZH) stimmte einer Besoldungsrevision zu, wonach die Besoldungen der Gemeindehelfer auf 12 090 bis 17 070 Franken und der Gemeindehelferin von 10 650 bis 14 970 Franken angesetzt werden sollen. Gleicher Lohn? (BSF)

Gleiche Arbeit, gleicher Lohn in den USA

Der Senat hat mit grosser Mehrheit ein Gesetz angenommen, das den Frauen die gleiche Entlöhnung zusichert wie den Männern. Es scheint dies bereits ein Erfolg der von Präsident Kennedy eingesetzten Frauenkommission zu sein. (BSF)



«Wir haben uns gegenseitig ein (altes) Auto geschenkt, getauft ‚Casimir', genannt ‚Casi', zärtlich geliebt.» *(Elly Heuss-Knapp)*

Frau und Auto

Die Frau am Steuer ist selbstverständlich geworden. Sie fährt als Berufsfrau, als Aerztin, als Krankenschwester zu ihrer Arbeit, sie führt als Mutter ihre Kinder zur weit entfernten Schule, sie löst als Ehefrau ihren chauffierenden Gatten auf grösseren Reisen ab, und sie reist mutterseelenallein als Wissenschafterin oder Globetrotterin durch menschenleere Gegenden. Und wenn etwas nicht klappt, dann kann sie sich und ihrem Wagen selber helfen; sie scheut sich nicht, die Hände schmutzig zu machen.

Und da es nun Frühling ist und manches Auto aus seinem Winterschlaf in der Garage geweckt wird, da ferner allerhand Fahrschulen besucht und Prüfungen bestanden werden, haben wir uns entschlossen, ein bisschen über unser technisches Steckenpferd zu plaudern. Erwarten Sie aber bitte nicht perfekte Vorschläge zum perfekten Fahren. Das kann der Fahrlehrer (oder seine Kollegin) viel besser.

Also, haben Sie den Zündungsschlüssel? Gut, steigen wir ein! *mg*

Auto und Lebensstil

Schon Napoleon meinte, dass die (vornehmen) Pariser lediglich das Aussehen ihrer Wagen (von zwei, vier oder sechs PS) im Kopfe hätten. Wenn er geahnt hätte, dass ein Wagen von weit mehr PS im bürgerlichen Zeitalter zum Prestige des Mittelstandes gehören würde! Und wie hätte er, der «He-man», erst getobt, wenn er die Frauen gar mit zarter Hand lenkend gesehen hätte!

*

«Unfraulich», dachte auch Grosspapa, der in kariertem Sportanzug mit Wadenbinden, das bärtige Haupt mit einer Schirmmütze gegen jede Unbill der Witterung geschützt, im höllischen Tempo von 20 Stundenkilometern hupend und stäubend die Gegend durchraste. Gegen das Velofahren hatte er nichts, und er fand es auch höchst anmutig, wenn eine Dame das Pferdchen eines Dog-cart oder Phaeton durch ländliche Gefilde kutschierte. Ein Auto dagegen, dieses pferdelose moderne Wunder der Technik, gehörte in eine Männerfaust. Denn oft blieb es ja wummernd und blubbernd stehen und dann musste man Mechaniker spielen.

Ja, es gehörte schon ein bemerkenswerter weiblicher Mut dazu, so ein rüttelndes Ding als Fahrgast zu besteigen. Madame schützte denn auch den zarten Teint mit viel Reispuder und einem grossen, über den Hut gebundenen Schleier. Ihre schönen Toiletten verdeckte sie vorsorglich mit einem Staubmantel.

Aber als die jungen Engländerinnen besserer Stände sich im ersten Weltkrieg nicht mit Scharpizupfen und -pflegen begnügen wollten, sondern höchst aktiv sich als Armee- und Rotkreuzfahrerinnen betätigten, wurde das Auto plötzlich einer Lady angemessen. Und ab 1920 gehörte die Carconne, die auf sich hielt, als selbständige Chauffeuse in den eigenen Wagen.

*

Damit hatte das Auto einen weiteren Schritt getan: Es wurde Mode, Attribut der Eleganz. Kein Snob würde 1963 ein Modell 1960 fahren. Dagegen ist es sehr elegant, ein Modell von 1923 oder, noch eleganter, 1913, zu besitzen. Und der Hotelier von St. Tropez oder St. Moritz, vor dessen Etablissement ein klappriges Ding, das an ein aus Waschbrettern zusammengesetztes Zollhaus erinnert, vorfährt, wird eifrig dienern, auch wenn die Personen, die ihm entsteigen, so schäbig aussehen wie ihr Wagen. Denn er ist dessen gewiss, dass die zerzauste junge Dame und der etwas schmuddelige junge Herr, wohl maskiert durch Sonnenbrillen, der berühmte Filmstar Ix Ypsilon mit ihrem Freund, Fürst und Playboy Nummer 1 von und zu Zett sind, während Herr Neureich prinzipiell nur Wagen von über 50 000 Franken fährt.

*

Wagen sind jedoch keine Prestigesache, auch wenn sie von einigen Zeitgenossen dazu gemacht werden. Sie sind auch an sich weder gut noch böse. Pferde, lebendige, echte vierbeinige Pferde, können gut oder böse sein. Autos dagegen sind lediglich Fahrzeuge, Instrumente, die kurze Zeit von ihren Herren zum Leben erweckt werden. Wenn sie etwas Böses tun, ist es nicht ihre Schuld, sondern diejenige ihrer Fahrer, die entweder die Pflege vernachlässigt haben oder die schlecht fahren. Schimpft also bitte nie über das Auto, das an sich eine sehr gute Sache ist.

Wer braucht ein Auto? Geschäftsfrauen, Aerztinnen, Vertreterinnen und Journalistinnen können es kaum entbehren. Hausfrauen, besonders wenn sie abseits wohnen, sind oft froh darüber. Und vielen anderen leistet es schöne Dienste. Es schafft Kontakte. Es führt uns am Sonntag in die Kunstausstellung in der benachbarten Stadt und zum Picknick ins Grüne. Mit ihr führen wir das Göttikind aus und die Betagten aus dem Altersheim, die sonst nirgends hinkommen. Mit ihm können wir einen Besuch abstatten, der mit dem Zug eine umständliche Reise bedeuten würde. Zugegeben, es ging während Jahrtausenden ohne Auto. Aber mit Auto wird vieles schöner, leichter, angenehmer.

*

Das Auto beeinflusst die Mode. Wenn wir vorhin feststellten, dass schon Grossmama mit Staubschleier und -mantel den automobilistischen Gegebenheiten Rechnung trug, so können wir jetzt sagen, dass durch das Auto die gegenwärtige Mode überhaupt ihre Linie bekommen hat.

Da ist der Jupe évase, der das Ein- und Aussteigen wesentlich dezenter macht als der hautenge Fourreau. Da sind die knitterfreien Stoffe und die Tricot-Kostüme, die auch nach stundenlangem Fahren einwandfrei bleiben. Da ist der Hosenrock, von findigen Couturiers eigens für Automobilistinnen erfunden. Wir sahen ein sehr elegantes Ensemble aus grauem Flanell, bestehend aus Hosenrock und Pepita-Jacke. Da sind vor allem die Auto-Coats für Sie und Ihn in ihrer wohltuenden Kürze.

Die Frau am Steuer wird zwar ihre hochhackigen Schuhe zu eleganten Anlässen mitnehmen, sie wird sie jedoch nicht tragen, wenn sie die Pedale bedienen muss. Pedale sind nämlich Gefühlssache. Fusspitzengefühl braucht es, um die Kupplung, das Gas- und das Bremspedal zu bedienen. Und darum wird die kluge Automobilistin auch dann, wenn sie über die Jahre der Ten und Twen hinaus ist, am Steuer Flats oder sogar Pantöffelchen tragen. Die Sagan rast sogar barfuss in ihrem Wagen über Frankreichs Strassen, denn der Kontakt mit ihrem Wagen sei etwas Herrliches.

*

Camping, oh Camping! Wer einmal campiert hat, tut es entweder nie wieder oder, was viel mehr vorkommt, er kann es nie mehr lassen.

Der Campierende lebt als seltsame Kreuzung zwischen Neandertaler und Roboter im Freien, zwischen sich und dem Himmel nur ein dünnes Stück Stoff. Er ruht seinen sonnengebräunten Körper auf einer anatomisch richtigen zusammenklappbaren Liege aus. Er speist aus prächtigem unzerbrechlichem Geschirr an einem zusammenklappbaren Tisch. Seine Getränke sind nicht mehr im Bergbach, sondern im transportablen Eisschrank gekühlt, und seine Speisen werden nicht am offenen Feuer, sondern auf dem Butagasherd gar. Wer ein Ferienhäuslein mietet, dessen Frau hat mehr Arbeit zu leisten, als in den eigenen vier Wänden. Wer campiert, der haushaltet als Mann selber und lässt die Gattin auf oben beschriebener Liege der Lektüre pflegen. Darum sind so viele Ehefrauen vom Camping hell begeistert.

Die Campingmöbel aber ruhen nach den Ferien nicht etwa still in der Garage, sondern sie dienen fröhlich auf der Terrasse oder im Garten dem weiteren, wenn auch gemässigten Freiluftleben.

*

Man kann in die Ferien fliegen. Man kann die Ferien auch schwimmenderweise auf Jacht oder Hochseeschiff zubringen. Man kann in die Ferien zielbewusst per Zug oder per Auto fahren. Doch die schönsten Ferien sind Vagabundenferien im eigenen Wagen. Man fährt drauflos, und dort, wo einen ein Waldrand lockt, lässt man sich zum Picknick nieder. Man lässt sich vom Namen einer Kleinstadt betören, besichtigt sie und bleibt zwei Tage dort. Ein ländliches Gasthaus lädt uns ein, unsere Fahrt schon am frühen Nachmittag zu unterbrechen und siehe da, einst hat Rilke hier gewohnt. Ganz zufällig entdeckt man ein Seiten-

---

Die Fahrt allein

Der Professor lehnte sich in seinem Sessel zurück und spielte mit einem Papiermesser. Es war ein schönes Papiermesser, aus irgendeinem exotischen Holz geschnitzt und mit irgendwelchen exotischen Figuren bemalt. Der Professor war in seiner Freizeit Ethnologe. Hanni wusste, dass er sogar ein Buch über Polynesien geschrieben hatte. Das Buch war aber, so hiess es in Fachkreisen, nicht besonders gut. Der Professor war zwar ein begeisterter, aber ein schlechter Ethnologe. Dafür war er ein um so besserer Chirurg. Hanni betrachtete die schlanken gelblichen Finger, die das Papiermesser drehten. Das Messer hob sich grausam rot und gelb gegen den weissen Arztkittel ab. Leise tickte eine hässliche alte Schreibtischuhr. Vor dem Fenster rumpelte ein schwerer Lastwagen vorbei und im Nebenzimmer schrillte das Telephon einmal. Dann hörte man durch die gepolsterte Türe leise sprechen.

«Jetzt», dachte Hanni, «jetzt kommt es.» Der Professor lächelte. «Nun, Fräulein May», sagte er, «die Untersuchung und das Röntgenbild haben eindeutig bewiesen, dass Sie eigentlich eine beneidenswerte Gesundheit haben. Von einer Operation kann keine Rede sein. Die Störungen kommen daher ...» und er begann ausführlich die Symptome zu erklären, woher sie kamen und wie man sie beheben könnte. Hanni konnte sich nicht mehr darauf konzentrieren. «Von einer Operation kann keine Rede sein», sang es in ihr, «beneidenswerte Gesundheit — keine Rede von Operation — beneidenswert.» Es sauste in ihren Ohren. Also war die ganze Angst vergeblich gewesen.

Der Professor hatte das exotische Papiermesser wieder auf den Schreibtisch gelegt und stand auf. Die Uhr tickte und aus dem Nebenzimmer plätscherte noch immer der Telephonmonolog. Der Professor streckte die Hand aus: «... und werde dann das alles ihrem Hausarzt schreiben, damit er sogleich mit der Therapie beginnen kann. In spätestens zwei oder drei Monaten sind Sie wieder vollständig hergestellt.»

«Ganz hergestellt», sang es in Hanni, «ganz hergestellt — keine Rede von Operation — beneidenswerte Gesundheit.»

Auch Karoline sang es. Karoline war der Wagen, aus zweiter Hand zwar und etwas altmodisch, dafür aber feuerrot und laut. Er heulte es auf: «Keine Rede von Operation — beneidenswerte Gesundheit — ganz hergestellt.» Er brummte es stehend an der Kreuzung angesichts des roten Lichts und er wiederholte es ständig, als sie den See entlang fuhren. «Zum Glück», dachte Hanni, «zum Glück habe ich mit niemandem von meinen Befürchtungen gesprochen.» — Der See glitzerte in der Sonne und spielte kleine Wellen ans Ufer; und die Birken hatten ganz feine hellgrüne Schleier, mit denen sie winkten. «Es wird Frühling», dachte Hanni, «und jetzt ist alles gut. Ein Fest, ja, heute abend baue ich ein Fest. Ich bin jung und von beneidenswerter Gesundheit.»

Ein Hase hoppelte auf der Strasse immer im Zickzack vor dem Wagen her. Hanni fuhr langsamer, bis sich das Tierchen entschlossen hatte, in den Wald einzubiegen. Nun kam ein Dorf. Gross stand an seinem Eingang die Tafel mit dem Namen und die Warnung zur Geschwindigkeitsbegrenzung. Die Dorfstrasse lag still im Nachmittagslicht und ein altmodischer kleiner Gasthof lockte. «Teetrinken», dachte Hanni, «jetzt muss ich Tee haben.»

Die Gaststube roch etwas muffig nach abgestandenem Bier. Eine Jukebox stand still und irgendwie beziehungslos in der Ecke. Die Stühle waren hart, grell mit Kunststoff überzogen und nicht ganz sauber. Der Tee war keine besondere Leistung, und auch die Biskuits dazu waren alt und trocken. Aber «keine Rede von Operation», klirrte der Löffel fröhlich gegen das Glas. Vier Bauern verhandelten lärmend einen Antrag, den ein gewisser Kreuchi Ueli im Gemeinderat gestellt hatte. Sie zweifelten mit starken Worten an der Intelligenz besagten Kreuchi Uelis, seines Vaters und seines Grossvaters. Ein grosser Schäferhund kam in die Gaststube und schnupperte am Boden herum. «Komm», lockte Hanni, und der Hund kam, wedelte und blickte sie aus klugen, schönen Augen an. Auf der Strasse brüllten einige Buben beim Fussballspiel. Es war alles ganz alltäglich, ja sogar ein bisschen schäbig und langweilig. Aber es war alles gut so. «Beneidenswerte Gesundheit», hatte der Professor gesagt. Nichts könnte besser sein.

Draussen glänzte Karoline rot und fröhlich und sprang summend an. Ein Betrunkener schwankte vorbei und brummte etwas von Weibern, die nichts Besseres zu tun haben, als Auto zu fahren und die anständigen Leute, die niemandem etwas antun, gefährden, anstatt Windeln zu waschen und Sokken zu lismen, wie es sich gehört. Hanni musste lachen. Und dann sang Karoline das Lied vom Fahren, das laute fröhliche Lied, und liess das Dorf hinter sich. Hanni gab Gas und Karoline schnellte auf achtzig, auf hundert, auf hunderddreissig. Die Bahn war frei, und alles war in schönster Ordnung. Alles war gut. Der Professor hatte gelächelt. Das Papiermesser war rot und gelb, und irgendwie grausam anzusehen. Aber auch es war gut. Und die altmodische Schreibtischuhr war gut und das Tempo, das Karoline mühelos, wenn auch brummend hinlegte. Dann kam die Kurve. Und bei der Kurve stand ein Baum. Nein, er stand nicht; er kam in rasender Eile auf Karoline und Hanni zu. Keine Möglichkeit, ihm auszuweichen! Er hypnotisierte Fahrzeug und Fahrerin; er zog sie an. Bremsen kreischten, aber schon krachte es. «Keine Rede von Operation», dachte Hanni noch, ganz hergestellt — beneidenswerte Gesundheit», und dann durchfuhr sie ein heftiger Schmerz, und eine Tür schlug zu — endgültig und für immer.

Doch das Leben ging weiter. Der Sensationsjournalist Diringer, der immer alles besser weiss, schrieb von übersetztem Tempo in der Kurve, und sein Kollege von der Konkurrenz kritisierte sämtliche verantwortungslosen Fahrer. Die Polizei liess eine Tafel aufstellen, auf der ein Totenkopf vor der Gefahr warnte, und der Trunkenbold meinte, dass Weiber eben nicht an Motoren gehören. Der Professor, der von allem keine Ahnung hatte, diktiert zuhanden des Hausarztes in der Kleinstadt eine ausführliche Therapie. Der Hase hoppelte weiter auf den Wegen vor den Autos im Zickzack, und die Bauern lehnten Kreuchi Uelis Antrag im Gemeinderat einstimmig ab. Hannis Eltern aber konnten es nicht fassen, und sie konnten sich auch nicht erklären, was die Tochter bewogen hatte, in die Kantonshauptstadt zu fahren. Doch der Bräutigam, der ebenfalls keine Ahnung gehabt hatte, heiratete schon im Herbst des gleichen Jahres eine junge Dame, der Autos und Motoren so fern waren wie der Mond.

Wie gesagt, das Leben geht weiter; denn im Grunde lebt jeder Mensch allein und unendlich entfernt auch von seinen Nächsten, von denen er zwar vieles, doch selten das Wesentliche weiss. Wahrscheinlich muss das so sein.

Margrit Schlatter

tal und damit eine eigenartige Landschaft. Vagabundenferien sind herrlich. Manche Leute wollen allerdings nichts riskieren und hängen ihr eigenes komfortables Hotel ganz einfach hinten an den Wagen: «See Europe at home!»

*

Automobilistinnen, so sagte uns ein Gewährsmann vom Gericht, der es wissen muss, und so stellten wir auch selber in unserer journalistischen Praxis fest, sind vorsichtiger als Automobilisten. Sie verursachen weniger Unfälle und dies nicht nur darum, weil es eben viel weniger Automobilistinnen als Automobilisten gibt. Es kommt den Frauen weniger auf Tempo und auf Rekorde an. Ihre Eitelkeit verlegen sie nicht aufs Kilometerfressen, sondern auf andere, weniger vergängliche Aeusserlichkeiten. Aber ungeschickter, wie es die Witzblätter haben wollen, sind sie trotzdem nicht. *M. Götz*

Automobilistisches von A bis Z

A **Apotheke**, das unentbehrliche Requisit bei jeder Fahrt, hilfreich bei kleinen und grossen Bobos.

Autobahnen sind jene wundervoll ausgebauten Strassen, die grössere Tempi vertragen und die unfallfrei sein könnten, wenn die Leute richtig fahren würden. Disziplin ist wichtig; man braucht nicht unbedingt 160 oder 180 Sachen zu machen.

B **Beleuchtung** ist vom Beginn der Abenddämmerung an bis zur Tageshelle obligatorisch und so zu handhaben, dass niemand geblendet wird.

Benzin ist der Lebenssaft des Autos (siehe Tanken).

Bestimmungen sind keine Schikanen, sondern vom gesunden Menschenverstand her diktiert. Ihnen nachzuleben ist im Interesse aller Automobilisten und auch der übrigen Strassenbenützer.

Bremsen müssen regelmässig nachgesehen werden.

C **Cabriolet** ist das schicke Auto ohne Dach.

Caravan nennt man den grossen Wagen, der Platz für Eltern, Grosseltern, viele Kinder, Hund, Katze und Papagei hat. In ihm ist das Verstauen von viel Gepäck kein Problem.

Carosserie ist der Körper des Autos, das Aeussere, dessen Eleganz oft einem tadellosen Motor vorgezogen wird.

Coupé heisst der Zweiplätzer. Eigentlich ist er verhältnismässig teuer, denn er wird nicht in so grossen Quantitäten hergestellt wie die herkömmlichen Vierplätzer.

D **Dachbrücken und Roste** nehmen willig allerhand Gepäck auf, doch je mehr man auf das Dach ladet, desto grösser wird der Luftwiderstand. Der kluge Fahrer kalkuliert dies ein.

E **Elle** ist beim Automobilisten sehr oft ein Laster, dann nämlich, wenn er, um zwei Minuten einzusparen, rücksichtslos überholt. Sie ist dann aber eine Tugend, wenn man keine Kolonne bilden will. Am Sonntagabend ist jede automobilistische Elle überflüssig, wenn nicht gar gefährlich.

F **Fahrschule** ist zum Glück ein Obligatorium. Glauben Sie nicht jenen Superautomobilisten, die behaupten, dass sie nach vier Fahrstunden die Prüfung bestanden hätten. Es gibt zwar solche technische Wunderkinder, doch sind sie beinahe so selten wie Wunderkinder am Piano.

Fahrlehrer haben es manchmal nicht leicht. Sie riskieren bei besonders ungeschickten Schülern beinahe den Kopf, und ihre Verantwortung ist gross. Ihre Faustregel: Der Erwachsene braucht so viel Fahrstunden, wie er Lebensjahre zählt. Die schlechtesten Fahrlehrer sind die eigenen Ehemänner. Fremde sind geduldiger, sicherer und ruhiger.

Führerausweis: Ihn zu erhalten ist nicht ganz einfach, und wenn man ihn erst hat, muss man ihn durch tugendhaftes und verkehrssicheres Verhalten täglich neu gewinnen. Der grösste Feind des Führerscheins ist der Alkohol.

Fussgänger sind auch Menschen, sogar wenn sie dem Automobilisten besonders ungeschickt vorkommen. Die Frau und namentlich der Mann am Steuer sollten nie vergessen, dass sie selber von Natur aus als Fussgänger geboren sind, dass sie es, infolge der Parkverhältnisse unserer Städte, von Zeit zu Zeit wieder werden müssen, und dass Fussgängersein heutzutage viel Mut braucht.

G **Gang:** Das Durchschnittsauto hat vier Gänge, die je nach Geschwindigkeit eingestellt werden. Daran, wie der Automobilist, die Automobilistin, den Gang einschaltet, zeigt sich seine oder ihre automobilistische Reife.

Garage ist das sehr gesuchte und sehr schwer zu erhaltende Lokal zur Aufbewahrung des Wagens. So schwer sind Garagen zu bekommen, dass man in Deutschland, wo man eine Steuer für im Freien geparkte Wagen einführen will, deshalb auf heftigsten Widerstand stösst.

Gurten haben schon manchem das Leben gerettet. Der Mehrpreis lohnt sich also; und wenn man auch nur einen Kilometer fährt, sollte man sich anschnallen.

H **Höflichkeit** ist die Tugend der Automobilisten. Die Höflichkeit gebietet, sämtliche Verkehrsregeln zu beachten, den anderen das Rechtsvorfahren zu gestatten, das rote und das gelbe Licht zu respektieren, vor dem Fussgängerstreifen langsamer zu fahren und, wenn nötig, anzuhalten, bei alten Leuten und Kindern viel Toleranz zu üben und nicht am Kopf zu bohren, wenn jemand anderes etwas falsch macht.

Hupen ist ein scheussliches Geräusch, das man jedoch dann machen muss, wenn man an spielenden Kindern oder Tieren vorbeifährt. Es kann also lebensrettend sein.

I **International**, jedoch mit kleinen Abweichungen, sind die Verkehrssignale.

K **Kontrolle** des ganzen Wagens gehört zum regelmässigen Service. Daran zu sparen hat schon manchen das Leben gekostet.

L **Das Lenkrad** gewandt zu handhaben ist die hohe Kunst des Automobilsports. Der Anfänger bemerkt allerdings manchmal mit Staunen, dass Alleebäume einen gewissen Magnetismus ausüben, doch legen sich solche Schwierigkeiten bei genügender Ausdauer.

M **Der Motor** ist das Herz des Autos. Die Karosserie kann veraltet sein, doch wenn der Motor gut ist, trägt uns auch der hochbetagte Wagen über Pässe und durch Städte.

N **Nebellichter** müssen bei Nebel sowie im Schneetreiben verwendet werden, doch tun auch Abblendlichter den Dienst.

O **Oelwechsel** ist die Tiefenkosmetik des Autos und muss, wie jede Kosmetik, regelmässig vorgenommen werden. Wir vertrauen unseren Wagen immer nach 3000 km dem Garagisten an, doch richtet sich der Oelwechsel individuell nach dem Wagen.

P **Pannen** können gewiegten Automobilistinnen passieren. Pannenlichter bei Nacht und Pannendreieck wurden dazu erfunden, dass aus einer einzigen Panne nicht eine Pannentraube wird.

Q **Qualvoll** ist oft das Fahren in der Kolonne, doch lohnt sich Geduld, denn das allzu nahe Fahren oder riskantes Ueberholen wirkt oft ungeheuer zeitraubend, besonders wenn man im Spital die Folgen auskurieren muss.

R **Reifen** sind die Schuhe des Autos. Wenn der Mensch sich schlechte Schuhe leistet, ist dies seine Privatsache. Wenn er aber seinem Auto schlechte Schuhe leistet, dann geht dies die Allgemeinheit an. Reifen müssen gut profiliert und einwandfrei aufgepumpt sein. Winterpneus und Schneeketten sind in unserem Lande kein Luxus. Neuerdings haben deutsche Ingenieure spezielle Eispneus entwickelt, auf denen man auch bei Eisglätte sicher fahren kann.

Rückwärtsfahren liegt seltsamerweise den Frauen weniger als den Männern. Es gehört zur hohen Kunst des Parkierens und wird immer wichtiger, je rarer der Parkplatz in den Städten ist.

S **Sicherheitslinien** sind nicht zum Spass da und auch nicht als Schikane gedacht, sondern als Schutz aller Automobilisten. Doch könnte man manchmal glauben, sie seien erfunden worden, um überfahren zu werden.

Stoppstrassen sind ebenfalls ein Schutz. Sie sind so wichtig, dass jeder Debütant an der Prüfung durchfällt, sobald er eine Stopplinie überfährt, auch wenn er sonst noch so tadellos gearbeitet hat.

T **Tanken** (siehe Benzin) bedeutet für das Auto, was Nahrung für den Menschen. Man sollte wenn irgendmöglich immer die gleiche Benzinmarke benützen.

U **Unfall:** Sofort anhalten und Hilfe anbieten. Ist man am Unfall beteiligt und ist jemand verletzt worden, muss man sofort für Hilfe sorgen, an der nächsten Polizeistelle Meldung erstatten sowie Wohnsitz und Aufenthaltsort angeben.

V **Versicherung** ist obligatorisch. Sie deckt die Haftpflicht des Halters und der Personen, für die er verantwortlich ist.

W **Wagenheber:** Er gehört zur Selbsthilfe und hilft uns, das Rad zu wechseln.

X auf einer dreieckigen Signaltafel bedeutet nicht X, sondern eine gefährliche Kreuzung, Einmündung oder Gabelung.

Y bedeutet an sich nichts Automobilistisches. Darum wollen wir unter diesem Buchstaben darauf hinweisen, dass nicht nur der Alkohol gefährlich ist, sondern auch Medikamente, die Sicherheit des Automobilisten einschläfern können. Vorsicht also bei Schlaf- und Schmerzmitteln sowie Weckaminen, Vorsicht aber auch bei schweren Essen und allzuviel schwarzem Kaffee.

Z **Zündung:** Sie anzudrehen ist der Anfang des Autofahrens. Dazu braucht es einen Zündschlüssel, der oft mit einem koketten Anhänger geschmückt wird. *Cathy*

Jungfernfahrt

Wenn der schreckliche Moment der Prüfung mit ihren Fährnissen, mit den beinahe überfahrenen Stroppstrassen und Sicherheitslinien, mit den beinahe übersehenen Lichtern und mit dem brummigen Experten, dem man nichts, aber auch gar nichts, recht machen kann, samt dem etwas misslungenen Parkierversuch am Trottoirrand und dem kniffligen Wenden am Berg vorbei ist, und du trotzdem und wider Erwarten den Fahrausweis samt der väterlichen Ermahnung, in Zukunft flüssiger und weniger ängstlich zu fahren, erhalten hast, dann, ja dann darfst du das schon vor Monaten unter Vorbehalt bestellte Auto in der Garage abholen.

Noch einmal, zum letzten Mal, besteigst du das Tram, betrachtest überlegen, wie der Trämler Löchlein ins Abonnement knipst, und dann eilst, nein fliegst du zur Garage.

Und da steht es nun vor dir, funkelnagelneu, blitzend seine Chromteile und seine Fenster, und der Benzingeruch, der dir sonst übel macht, ist plötzlich Parfüm. Es gehört dir; du hast es bar bezahlt und bereits eine Garage gemietet.

Der Garagist erklärt: Die Skiklammern sind im Kofferraum, die zusätzlichen Teppiche sind auch da, die Gurten befestigt man so, und die Scheibenwischer funktionieren prompt.

Ein Mechaniker, der dich aus der Ferne etwas skeptisch betrachtet, trudelt an. Er wird dir das Modell, das Neueste dieser Marke, auf das die Garage übrigens ungemein stolz ist, vorführen. Also setzt er sich ans Steuer und du plazierst dich vertrauensvoll an seine rechte Seite. Ein bisschen wird ja dein Selbstvertrauen gleich am Anfang erschüttert, denn der Mann stellt alles ungemein gewandt ein. Während du noch brav und unhörbar vor dich hinmurmelst: «Handbremse lösen, Kupplung loslassen!» fährt der Mann schon, was heisst fährt, rast er. Die für die Stadt erlaubten 60 km hat er auf dem Zähler. Dich dünken es aber 120 zu sein.

Wir verlassen die Stadt, und nun dreht er auf: 80, 85, 90, 95, 100. Dir wird grün vor den Augen, denn du hast ausserorts nie mehr als 70 gemacht. Der Mann aber geniesst es. Er schwelgt in Kilometer. Er pfeift. Und er vertauscht nur widerwillig den Platz mit dir und verfolgt abschätzig deine bescheidenen Fahrkünste und die für dich maximale Geschwindigkeit von 80 Stundenkilometer. — In die Garage zurückgekehrt, verkündet er, dass die Büchse in Ordnung sei.

Nun aber gilt es ernst. Du bist dran. Allein und einsam sitzt du am Steuer und sagst dir, dass gelernt gelernt sei, dass schon Dümmere als du autofahren und dass du gewiss fahren kannst. Hätte dir sonst der Experte den Führerausweis bewilligt? Der Heimweg aber ist unendlich lang. Zwanzig Minuten hast du im Tram gebraucht. Da ist die Einbahnstrasse, die in dieser Richtung für Kraftfahrzeuge tabu ist. Da sind die Leute, die alle anscheinend Selbstmordabsichten haben, denn sie stürzen sich geradezu verzweifelt vor Deinem chromglitzernden Kühler auf die Strasse. Da sind die Kinder, die, anstatt Aufgaben zu machen, nichts anderes zu tun haben, als ihren Ball vor deinem Auto auf die Fahrbahn zu werfen und ihm nachzuhopsen, die Hunde, die herrenlos gemütlich über den Asphalt trudeln, die Katzen, die mitten auf der Strasse sonnenbaden, und die Spatzen, die etwas weiter vorn daselbst Kongress halten.

Seltsamerweise kommst du bereits nach zehn Minuten heil nach Hause, und du hast niemanden, weder Mensch noch Tier, auf dem Gewissen.

Dass es so unangenehm riecht, hat nichts zu besagen. Du hast lediglich die Handbremse nicht ganz gelöst. *Ariane*

Der Mond war ihr Wappen ...

Von Carola von Crailsheim

Ausserhalb Schwedens kennt kaum jemand Karin Mansdotters Namen. Und doch strahlt aus dem Dunkel des 16. Jahrhunderts ihr seltsames Dasein, die steil ansteigende Kurve ihres Erfolgs, wie das schwere Los, zu dem das Schicksal sie bestimmte, mit einer Leuchtkraft, die sie für immer unvergessen sein lässt.

Die kleine Nussverkäuferin in den Strassen Stockholms war erst 14 Jahre alt, als Prinz Erich, Gustaf Wasers rotbärtiger Sohn, sie erblickte. Ihr Anblick bezauberte ihn so sehr, dass er sie zum königlichen Schloss bringen liess. Dort vertraute er ihr die Aufsicht über Virginia an, seine und Agda Persdotters kleine Tochter. Aus flüchtiger leidenschaftlicher Neigung wurde bald ein festeres Band. Karins Herzenswärme, ihre erblühende Schönheit, fesselten den Prinzen immer mehr. Sie wusste ihn wie niemand zu nehmen, begegnete seinem qualvollen Misstrauen, seinen jähen Zornesausbrüchen, seiner Unberechenbarkeit, Eigenschaften, unter denen er selbst schwer litt, mit der Geduld der liebenden Frau. Erich sorgte für Karins Bildung. Der alte Schulmeister, der Virginia unterrichtete, lehrte auch Karin lesen und schreiben. Ausserdem erhielt sie Unterricht in Tanz und Würfelspiel, wie in der Kunst, mit Goldfaden zu sticken, Hemden aus feinstem Linnen und Kleider aus Brokat und anderen edlen Stoffen zu nähen. Vor allem aber musste Erichs Geliebte am glänzenden Hof der Wasas die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze der Etikette erlernen. Dank ihrer Jugend und angeborener Anpassungsfähigkeit gelang ihr dies bald. Sie wurde zur beneidetsten Frau des Hofes. Keine Chronik hat den Zeitpunkt überliefert, an dem ihr gnädiger Herr und Gebieter sie in denAdelsstand erhob. Wahrscheinlich geschah dies anlässlich ihrer Krönung in der Storkyrka von Stockholm am 6. Juni 1568. (Erich selbst war 1560 zum König gekrönt worden.)

Welch ein Tag! Welch Erleben! Die 17jährige Tochter eines Kriegsknechts, ein Mädchen aus der untersten Schicht des Volkes, eine Bettelarme, Namenlose, Verachtete, neigte in der stolzesten Kirche der schwedischen Hauptstadt das Haupt, um die Krone der schwedischen Königinnen zu empfangen, von der sie nie geträumt, die sie nie begehrt hatte. Ihrem Geliebten hatte sie zwei Kinder geboren, eine Tochter Sigrid und einen Sohn Gustaf (geb. 28. 2. 1568), war heimlich mit Erich getraut. Trotzdem fand einen Tag vor ihrer Krönung die öffentliche Hochzeit Erich XIV. und Karin Mansdotters statt. Der Zeremonie wohnten unter einem Traghimmel die beiden Kinder bei zum Zeichen, dass sie von dem Tag an als Königskinder anerkannt waren.

Schon Monate vorher hatte der König sich mit Wappen und Siegel seiner zukünftigen Gemahlin beschäftigt. Der Brief ist erhalten, in dem er aus dem Kriegslager von Hvittaryd in Smaland, mitten im Krieg gegen Dänemark, darüber an die Geliebte schreibt. Bestelle Dir ein Wappen, heisst es darin, mit den drei Kronen und dem Löwen (dem Reichswappen), wie die Unterschrift Catherina Gratia Suecorum, Gothorum, Vandalorumque Regina. Dies Wappen sollst Du führen solange ich lebe. Doch immer sollst Du den Mond im Wappen behalten.

Der Mond, der wandelbare Mond, nach dem sie hiess — Karin, Mans Tochter — Mane, der Mond —, herrschte über ihr Leben, schleuderte es auf höchste Höhen, warf es in tiefste Tiefen, erfüllte sie, die ruhige, gelassene, mit steter Unruhe, peinigte sie mit «einer See von Plagen», legte ihr Bürden auf, die sie kaum zu ertragen vermochte, erfüllte ihre Seele mit immer neuem Leid, vor allem mit dem eisigen Wind des Schreckens, der ihren Herzschlag lähmte, sie in Verzweiflung erstarren liess.

Das Entsetzen glich einem Turm mit vielen Stufen. Je höher sie stieg, desto dünner wurde die Luft.

Erich XIV. achtjährige Regierung war ein einziges Erdbeben, dessen furchtbarste Eruptionen der Mord der Stures, der Aufstand des Adels und der Herzöge, Erichs königlicher Brüder, waren. Insbesondere lehnte sich Herzog Johan gegen den König auf.

Nur ein paar Wochen konnte Schwedens junge Königin ihre Briefe an den Gemahl oder an den Reichsrat mit ihrem königlichen Siegel siegeln. Dann erloschen die leuchtenden Gold- und Silberfarben ihres Wappens. Der Mond verdunkelte sich — die Zukunft zerbrach.

Nach der Einnahme von Vadstena nahmen die Herzöge ihren Bruder Erich gefangen. Er wurde der Krone verlustig erklärt und bis zu seinem Tod in den verschiedensten Schlössern Schwedens und Finnlands eingekerkert. Karin blieb treu an seiner Seite, teilte Leid und Bitternis mit ihm, ertrug ergeben die Prüfungen, die ihr auferlegt wurden. Der König besass von Haus aus reiche Anlagen, war vielseitig interessiert, phantasievoll, vor allem künstlerisch begabt. Die Geschichte anerkennt seine umfassenden theoretischen Kenntnisse, gesteht ihm ausgesprochene Eignung als Regent zu. Aber Jähzorn und Heftigkeit führte ihn bis zum Wahnsinn, machten sein Leben zu einem tief tragischen.

In der Gefangenschaft gebar Karin ihrem Gemahl ein viertes Kind. Sie blieb immer an seiner Seite, ständig bewacht von Herzog Johan. Zuletzt zwang dieser Karin, Erich zu verlassen. Dies war für sie beide das schwerste Leid. Erich XIV. lebte damals als Gefangener in Schloss Västeras, ahnte nicht, dass sie, die er sein «Glück und Freude» nannte, von ihm entfernt worden war, glaubte sie immer noch in der Nähe. In einem erschütternden, vom Anfang des Jahres 1574 datierten Brief erzählt Erich Karin, wie er vergebens durchs Fenster nach ihr ruft. Die unendliche Verlassenheit des Königs wird offenbar, wenn er schreibt: «Seitdem sie Dich mir fortnahmen, ist mein Gefängnis dunkel geworden.»

Nach Erich XIV. Tod in Oerbyhus 1577 erhielt Karin Mansdotter von ihrem Schwager Johan das finnische Krongut Liuksiala in der Gegend von Tammerfors als Lehen. Dort lebte sie, allgemein beliebt und geschätzt, bis zu ihrem Tod 1612. Ihr Andenken ist bis zum heutigen Tag lebendig geblieben. Immer wieder liegen Blumen auf Karin Mansdotters Porpyrsarg in der Domkirche zu Abo.

Noch immer betrachten die Finnländer sie als «ihre» Königin.

Es wäre eine interessante Studie, Karin Mansdotters Weg durch die schwedische Literatur zu verfolgen, in der sie immer wieder auftaucht. Am ergreifendsten vielleicht sind Frödings «König Erich Lieder an Karin»

«Mess mich mit keinem Mass,
Bedecke mich mit Tränen — —»

Um was geht es bei der kommenden eidgenössischen Abstimmung?

Zur Atominitiative II

Wir lassen hier je eine befürwortende und eine ablehnende Stimme folgen

Warum man auch dafür sein könnte

Die Atominitiative I wurde von 286 856 Stimmbürgern befürwortet, die Atominitiative II von 63 565 Stimmbürgern unterschrieben. Waren das alles Linksextreme oder Kommunisten? Das ist doch wohl kaum anzunehmen. Die Atominitiative II, so heisst es, sei ein taktisches Manöver gewesen, um der Atominitiative I den Wind aus den Segeln zu nehmen. Das ist durchaus möglich. Aber warum war dieses Manöver erfolgreich? Tatsächlich macht sich doch in weiten Kreisen der Bevölkerung ein grosses Unbehagen über die Entwicklung immer verheerenderer Waffen geltend. Und von diesem Unbehagen sind auch die Frauen nicht ausgenommen, auch wenn sie mit dem Stimmzettel nichts dazu zu sagen haben.

Man sollte das Ergebnis der Abstimmung über die erste Initiative nicht simplifizieren. Die ablehnende Mehrheit von 537 387 Stimmbürgern ist nicht für eine unbedingte Atombewaffnung unserer Armee, so wenig wie die 286 856 Zustimmenden unbedingt gegen eine solche sein müssen. Das «Nein» bezog sich ja auf die verfassungsmässige Verankerung eines Atomwaffen-Verbotes. Zwischen diesem Nein und einem Ja zur Beschaffungsfrage gibt es noch etliche Nuancen.

Die geltende Regelung, wonach die Bundesversammlung die allgemeinen Bestimmungen über die Bewaffnung, die persönliche Ausrüstung, die Korpsausrüstung und das übrige Kriegsmaterial erlässt, stammt aus dem Jahre 1907. Inzwischen hat sich auf der Welt viel verändert.

Schon die Flugzeugbeschaffungsdebatte in der Sommersession der eidgenössischen Räte 1958 hinterliess durchaus nicht den Eindruck, dass die Parlamentarier genau wussten, was sie wollten. Sie konnten es auch gar nicht wissen, weil sie eben keine Fachleute sind oder zumindest nur bedingt. Um so besser wussten aber die Propagandisten hinter den Kulissen des Parlamentes, was sie wollten. Man sprach von Manager-Parlamentarismus, von Lobbyismus in den Wandelgängen des Bundeshauses, und auch die allgegenwärtigen Reklamefachleute hatten sich eingeschaltet — kurzum von einer wirklich freien Meinungsbildung der Parlamentarier blieb nicht mehr allzuviel übrig. Jeder von ihnen, habe er damals nun so oder so gestimmt, war wochenlang vorher durch «die geheimen Verführer» mehr oder weniger in seiner Meinung beeinflusst worden. Wenn sich das Parlament für weniger geeignete Flugzeuge entscheidet, kann das schwerwiegende materielle Folgen fürs Land haben. Wo es um Atomwaffen geht, steht unendlich viel mehr auf dem Spiel. Kann man überhaupt einem Parlament von 240—250 Volksvertretern die Verantwortung dafür aufladen, ob solche Waffen beschafft werden sollen oder nicht?

Atomwaffen sind keine relativ harmlosen Schusswaffen, wie sie Anno 1907 noch im Gebrauch waren. Sie können auch nicht kurzfristig beschafft werden und in eigener Fabrikation schon gar nicht. Wo bliebe unsere Neutralität, würden wir Atomwaffen von einem «Kernwaffenstaat» beschaffen? In einer repräsentativen Demokratie ist alles viel einfacher, dort hat das Parlament ohnehin den letzten Entscheid zu fällen. Ob sich die Frage der Atomwaffen-Beschaffung für uns überhaupt jemals stellen werde, ist mehr als zweifelhaft. Wir verfügen ja heute noch nicht einmal über das viel diskutierte «Wunderflugzeug», von dem es hiess, es sei für unsere Armee unerlässlich. Ein kleines Land wie die Schweiz, wird, wenn es sich nicht einem irgendwie gearteten «Block» anschliessen will, waffenmässig nie «ajour» kommen können. Wir müssen danach trachten, die Abwehrbereitschaft auf der Ebene konventioneller Waffen zu fördern.

Sollte die Frage der Atomwaffen dennoch eines Tages entschieden werden müssen, so wäre das Volk vermutlich so gut oder so wenig kompetent und den richtigen Entscheid zu treffen wie das Parlament, es sei denn, es sässen dannzumal nur noch fachliche Experten in den Räten. *H. C.-O.*

★

Ein Mehr oder ein Weniger an Volksrechten

-in. Kein anderes Volk der Erde hat in Gemeinde, Kanton und Bund so viele direkte Einwirkungsmöglichkeiten und so umfassende politische Rechte wie das Schweizervolk. Es ist nun interessant, festzustellen, dass es einer Ausdehnung seiner Mitspracherechte von jeher kritisch gegenüberstand. Zweimal, 1900 und 1924, hat es die Volkswahl des Bundesrates abgelehnt. Es hat auch, vor sieben Jahren, das Finanzreferendum im Bund abgelehnt, dessen damalige Befürworter rückblickend feststellen müssen, dass das Volk den richtigen Entscheid getroffen hat. Andernfalls müssten wir ja sozusagen bei jeder Wehrvorlage bis hinunter zu einer Helikopterbeschaffung eine Volksabstimmung riskieren. Vollends ablehnend verhielt sich das Schweizervolk am 22. Oktober 1961, als es um die Einführung des neuen Volksrechts der Gesetzesinitiative ging. Kein einziger Stand hat damals angenommen, und 60 Prozent der Stimmberechtigten verzichteten überhaupt auf den Gang zur Urne. Will man etwa die Stimmberechtigten jener Stände, die mit acht-, ja sogar zwanzigfachem Mehr nein sagten, als schlechte Demokraten hinstellen?!

Das Schweizervolk weiss, dass zu einem gesunden Rechtsstaat eine vernünftige Zuständigkeitsordnung gehört. Einer der angesehensten Staatsrechtslehrer unseres Landes, Prof. Giacometti, hat in seinem Standardwerk über das Bundesstaatsrecht festgestellt, ein vom Volke gewählter Bundesrat würde noch mächtiger als der heutige, das heisst «die Unabhängigkeit von der Bundesversammlung würde diesen Zug noch **verstärken». Das Volk hat seine Kompetenzen, aber auch die vom Volk gewählten Räte müssen die ihrigen haben. Heute beobachten wir in zahlreichen Kantonen und Gemeinden den Zug zu einer Vereinfachung und Rationalisierung des ganzen Abstimmungswesens, das nicht zum Leerlauf werden darf. Die Ausgabenkompetenzen der Behörden werden durchwegs erhöht, nachdem man feststellen musste, dass so und so viele Urnengänge nur eine ganz schwache Beteiligung aufweisen.**

Wer es mit dem Mitspracherecht des Volkes ernst nimmt, muss sich dafür einsetzen, dass die Stimmberechtigten an Wahlen und Abstimmungen lebhafteren Anteil nehmen. Das kann aber nur erreicht werden, wenn der Bogen nicht überspannt, die Geduld des Stimmberechtigten nicht strapaziert wird. Einmal zwar hat das Schweizervolk einer Erweiterung seines Mitspracherechts zugestimmt, nämlich beim Staatsvertragsreferendum, das durch den umstrittenen Gotthardvertrag ausgelöst wurde. Von diesem neuen Volksrecht ist in der Folge ein einziges Mal, beim Abkommen über die Genfer Freizonen, Gebrauch gemacht worden. Seither sind zahllose Staatsverträge ohne jede Opposition rechtswirksam geworden. Und beide Fragen, Gotthardvertrag und Zonenregelung, haben in der Folge ihre neuralgischen Punkte völlig verloren, so sehr, dass heute wohl die Mehrheit der Eidgenossen kaum mehr weiss, worum es sich dabei eigentlich handelte. Wenn wir eine lebendige Demokratie wollen, dürfen wir sie nicht mit immer neuen Formen der Anwendung des Stimmrechts belasten. Und vor allem muss der Souverän in voller Kenntnis der Tatsachen und Umstände entscheiden können. Das aber wird bei der heutigen universalen Spionage- und Nachrichtentätigkeit in der Welt bei allen Rüstungsvorlagen ungemein erschwert, ja verunmöglicht. Das gilt auch für die verfehlte Idee, bei der allfälligen Beschaffung von «Atomwaffen irgendwelcher Art» anstelle der eidgenössischen Räte das ganze Volk zum Entscheid zu berufen.

Nicht erfüllte Frauenpostulate in der Krankenversicherung

Seit Monaten wird die Kontroverse über das Arztrecht in der Krankenversicherung mit Vehemenz und viel Aufwand in der ganzen Schweizer Presse geführt. Dabei wird wenig geschrieben von der dringenden Notwendigkeit des im Entwurf für die Teilrevision des KUVG vorgesehenen Ausbaus der Pflichtleistungen bei Krankheit und Mutterschaft und der nicht unwesentlichen Erhöhung der Bundesbeiträge. Noch weniger hört man von den unter den Tisch gewischten Frauenpostulaten zu dieser Gesetzesrevision.

Die grossen Frauenverbände verlangen schon seit Jahrzehnten die Einführung eines Teilobligatoriums von Bundes wegen, die Schaffung einer eigentlichen Mutterschaftsversicherung mit Pflegeleistungen für alle Mütter in bescheidenen finanziellen Verhältnissen und einem angemessenen Lohnersatz für berufstätige Frauen. Es wird wohl kaum möglich sein, die sich bereits in parlamentarischer Behandlung befindliche Vorlage mit diesen Problemen zu belasten. Bei einem Referendum könnten ja die Frauen, welche an der Lösung dieser Fragen sehr interessiert sind, nicht mitstimmen.

Sehr zu wünschen wäre aber, dass sich die am 20. Mai 1963 zusammentretende nationalrätliche Kommission mit der Differenz der Männer- und Frauenprämien eingehend befassen würde. Gemäss Art. 6 bis des Entwurfes sollen die Kassen von Gesetzes wegen ermächtigt werden, die Beiträge ihrer Mitglieder nach dem Geschlecht abzustufen, und zwar in dem Sinne, dass die

Prämien für Frauen bis zu 25 Prozent höher

angesetzt werden dürfen als diejenigen der Männer. Von den Frauen werden bereits heute höhere Beiträge erhoben. Nach dem geltenden Gesetz wäre das streng genommen nicht erlaubt. Diese Ungleichheit soll nun nach den bereits getroffenen Beschlüssen des Ständerates nicht abgeschafft, sondern nur das neue Gesetz legalisiert werden.

Tatsache ist, dass die Frauen in der Krankenpflegeversicherung höhere Kosten verursachen als die Männer, und zwar über die Mehrbelastung durch die Wochenbettfälle hinaus. Woher kommt das? Offenbar sind die Frauen in der Schweiz überarbeitet und deshalb für Krankheiten anfälliger als die Männer. Bei der Erfüllung der häuslichen und Familienpflichten haben sie wenig oder keine Hilfe. Viele sind genötigt, dazu einem Verdienst nachzugehen. Auch die alleinstehenden Frauen haben oft die Doppelbelastung von Beruf und Haushalt zu tragen. Sodann verursachen Frauenleiden, für welche die Frauen nicht allein verantwortlich und zahlungspflichtig gemacht werden sollten, eine vermehrte Inanspruchnahme des Arztes. Im weiteren spielt die Tatsache eine Rolle, dass im Falle der Erkrankung des Mannes meistens die Frau die Pflege übernehmen kann, währenddem sie selbst, nachdem sie oft eine Krankheit nur zu lange verschleppt hat, sich in Spitalpflege begeben muss, wodurch für ihre Krankenkasse höhere Kosten entstehen.

In der Taggeldversicherung ist die Durchschnittszahl der Krankentage für Männer und Frauen seit Jahren etwa gleich hoch, wenn von den Wochenbettfällen abgesehen wird. Nun sollen in diesem Versicherungszweig durch die höheren Beiträge einzig die Frauen unter Ausschluss der Männer für die Kosten der Mutterschaft aufkommen. Dies ist zutiefst ungerecht, insbesondere gegenüber den in diesem Versicherungszweig zahlreichen ledigen Frauen, welchen die Leistungen bei Mutterschaft normalerweise nicht zukommen.

Die Sanktionierung der Ungleichheit der Beiträge von Männern und Frauen in der Krankenversicherung ist auch deshalb besonders stossend, weil sie kurz nach der Verweigerung der Anerkennung des Grundsatzes gleicher Entlöhnung von Männern und Frauen bei gleichwertiger Arbeit erfolgen soll. Im allgemeinen niedrigere Löhne, aber höhere Beiträge an die Krankenversicherung! Wie reimt sich das?

Bei unserem Versicherungssystem mit seinen 1086 Krankenkassen kann das Problem nicht durch die blosse Vorschrift gleicher Prämien für beide Geschlechter gelöst werden. Sonst müssten die Kassen mit männlichen und weiblichen Mitgliedern höhere Beiträge verlangen als reine Männerkassen. Das hätte zur Folge, dass die Männer in die billigeren Männerkassen abwandern würden und die Prämien in den Kassen mit vorwiegend oder nur Frauen erst recht höher angesetzt werden müssten. Der soziale Ausgleich kann nur mittelst einer gänzlichen und nicht — wie jetzt vorgesehen — einer bloss teilweisen Deckung der Mehrkosten für die Frauen durch Bundesbeiträge erreicht werden.

Dr. jur. Lotti Ruckstuhl,
Mitglied der Expertenkommission 1952/54 für die Kranken- und Mutterschaftsversicherung.

Wissen Sie ...

... dass es in Westafrika Gebiete gibt, wo man alle zwei Tage nur einmal isst?

★

... dass in Indien mindestens 350 000 Lehrer fehlen?

★

... dass die hochindustrialisierten Länder, die 30 Prozent der Weltbevölkerung ausmachen, über 80 Prozent aller Güter dieser Erde verfügen, während die restlichen 70 Prozent, die in den Entwicklungsländern leben, sich mit 20 Prozent begnügen müssen?

Schweizer Auslandhilfe, Helvetiastrasse 19 a, Bern

Kleine Ursachen mit tödlicher Wirkung

Zehn Zentner Forellen sind im Flusse Tessin zwischen Faido und Lavorgo durch Einleiten giftiger Industrieabwässer vergiftet worden. Die ganze niedere Tier- und Pflanzenwelt wurde total zerstört. Dadurch wird es nicht möglich sein, den Fischbestand vor Ablauf von fünf Jahren durch Neuaussetzungen wieder herzustellen. — Und das alles nur darum, weil die betreffende Galvanisieranstalt in Faido die giftigen Abwasser ungereinigt in den Abwasserkanal abgab.

★

Durch Abfliessen von Silowasser in den Zufluss zu einem Weiher in Rudolfstetten bei Bremgarten AG, wurde der gesamte Fischbestand, etwa 30 000 Regenbogenforellen-Jungbrut, vernichtet. Die Ursache war klein: Nur eine geringe Menge Siloabwasser, durch Fahrlässigkeit ins Bächlein geleitet! Der Schaden: mehrere tausend Franken. — Die Moral: Siloabwasser dürfen erst nach vorangegangener Klärung in den Fluss oder See weitergeleitet werden.

★

Eine Unachtsamkeit eines Bauern im Thurgau hatte eine tödliche Wirkung. Eine verhältnismässig kleine Menge Jauche floss in den Eggmühlebach bei Mammern am Untersee. Sämtliche Forellen in diesem Bach wurden vergiftet. Ein Beispiel von vielen anderen Fällen, das zeigt, wie gefährlich auch die kleinste Jauchemenge für unser Wasser und die darin lebenden Tiere ist.

★

Und wieder war es nur eine kleine Menge Jauche, die im Magdenerbach im Kanton Aargau über 15 Kilogramm Fische, vornehmlich Forellen, vergiftete.

★

In Corban (Berner-Jura) ist in die Schelte, ein kleiner Zufluss zur Birs, Jauche geflossen. Nur eine kleine Ursache, bestimmt, aber durch sie wurden über 400 Forellen vom vergifteten Wasser getötet.

★

Zum Schluss noch einige Zahlen, die zum Nachdenken anregen:

2450 Fischsterben, die von 1952 bis 1962 gemeldet wurden. In 2508 Fällen konnte die Ursache festgestellt werden, nämlich:

626 Fälle durch Vergiftung durch Jauche(!); 557 Fälle durch Einleitung von Abwässern aus Industrie- und Gewerbebetrieben; 228 Fälle durch Einleitung von häuslichen Abwässern; 163 Fälle durch Mineralöle, Benzin und Teer; 87 Fälle durch Schädlingsbekämpfungs- und Unkrautvertilgungsmittel; 46 Fälle durch Gebrauch von Desinfektionsmitteln und in 17 Fällen durch Zementabwässer bei Bauarbeiten.

Dabei handelt es sich hier nur um jene Fälle, die den zuständigen Stellen gemeldet wurden. Tatsächlich dürfte die effektive Zahl der Fischsterben in den letzten Jahren wesentlich höher liegen. Aber auch so sind diese Angaben erschreckend genug, wenn man bedenkt, dass, wie aus diesen Zahlen ersichtlich ist, in den letzten zehn Jahren fast täglich, d. h. alle 36 Stunden, in unserm Lande eine Fischvergiftung stattfand. Fischsterben, die bei Vorhandensein einer Kläranlage oder mit etwas mehr Verantwortungsgefühl hätten vermieden werden können. *Hu*

Neapel nach einem langen Winter

sfd. Nachdem die Mimosenbäume — und nicht nur sie — wochenlang in der Kälte gezittert hatten, beleben endlich die ersten blühenden Zweige Strassen und Wohnräume. Die aussergewöhnlich tiefen Temperaturen dieses Jahres hatten sich in der Stadt des milden Klimas, die in keiner Weise auf einen ernsthaften Winter eingerichtet ist, besonders empfindlich fühlbar gemacht. Wasserleitungen, die unbekümmert an den Aussenfronten der Häuser hochklettern, erlagen dem ersten Ansturm der Kälte, platzten da und dort und überschwemmten Gassen und Plätze, worauf gelegentlich ein Häusertrakt mehrere Tage ohne Wasserversorgung blieb. Riesenhafte Eiszapfenbärte verrieten den ärgerlichen Zustand von weitem. Wer einen elektrischen Ofen sein eigen nannte oder noch rasch hatte erstehen können, bediente sich seiner, und das strengte den städtischen Stromhaushalt derart an, dass die Lampen flackerten und oft Stunden aussetzten und die Gestalten auf sämtlichen Fernsehbildschirmen nur noch wie schwache Nebelgespenster sichtbar waren. Für diesen Mangel entschädigte man sich dadurch, dass man den Ton, der leider nichts abbekommen hatte, auf doppelte Stärke stellte.

Wenn man abends mit dem Gesicht im Mantelkragen heimwärts eilte, erhellten lodernde Feuer die Gassen und Plätze der populären Quartiere. Die ganze Bevölkerung fand sich, jeder mit etwas Brennbarem versehen, bei den Feuerstellen ein, um sich an der Flamme zu wärmen und dann etwas Glut in seine Wohnung mitzunehmen. Hätte man das, was in der Silvesternacht an kaltem Feuer, Raketen, Krachern, künstlichem Blitz und Donner stundenlang über der Stadt aufgeflogen ist, in Heizstrom oder Brennholz angelegt, so hätten sich schon da und dort einige der kältesten Abendstunden erträglich gestalten können.

Doch das ist denkbar unsüdlich gesprochen: Man entbehrt gerne vom Allernötigsten, wenn man dafür in repräsentativen Belangen mit seiner Nachbarschaft konkurrieren kann! Mancher besitzt ein Palais aus historischer Zeit und orientiert sich über die Familienmenus im Kochbuch «für bescheidene Verhältnisse». Unzählige Familien des untern Mittelstandes sparen täglich am Essen, um einmal pro Woche mit Kind und Kegel auswärts üppig zu speisen. Aehnlich verhält es sich mit den Kleidern. Aus den armseligsten Behausungen kommen sonntags perfekte Anzüge und elegante Mäntel mit grossen Pelzkragen herausgeklettert. Wer diesen Charakterzug des italienischen Volkes aus seinem tieferen Zusammenhang herauslöst und verurteilt, hat übersehen, dass es sich dabei auf niedriger Stufe um einen Ausdruck desselben Aesthetismus handelt, der alle die Grossartigkeiten der Vergangenheit, all das Repräsentative auf Kosten des Alltäglichen und des allgemeinen Wohlstandes hervorgebracht hat. Die Freude am Prunk und die Freude am Schönen haben in Neapel ihren besonders eindrücklichen, mitunter lächerlichen oder pathetischen Ausdruck gefunden. Da stehen zum Beispiel, mitten in der modernen Stadt und funktionell in die Bedürfnisse des modernen Lebens eingegliedert, die Stühle für den Kunden der Schuhputzer. Prunksessel aus Leder oder Samt, mit vergoldeten Beinen aus Löwentatzen, oft mit Baldachin und tausend Verzierungen versehen, mit allem, was dazu angetan scheint, den Fussgänger mit schmutzigen Schuhen für zwei Minuten in Herrscherträumen schwelgen zu lassen. Verschwenderisch mit Holzschnitzereien verzierte Karossen, mit Gold und skurrilen Ornamenten überladen, wie Schiffe aus einem kitschigen Märchentraum, führen manchen auf seinem Gang aus dem Diesseits zu einem besseren Leben.

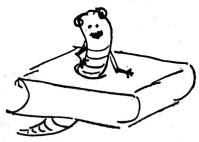
Aber auch vergangene Pracht im guten Sinne, der man gerne eine Träne nachweinte, weil sie sich durch all den Ruin und Niedergang hindurch als echte Schönheit bewahrt hat, gibt es in Neapel mancherorts. Ungezählte Palazzi edelster Bauart sind im Laufe der Jahrhunderte zu schlichten Behausungen abgeglitten. Hohe Bogentore, durch die man früher mit Pferd und Wagen in den Hof fuhr, geben den Blick frei auf Hühnerhöfe, auf verlotterte Fenster, vor denen die unausbleibliche farbige Wäsche wie Girlanden baumelt. Armut und Verwahrlosung umgeben da einen marmornen Ziehbrunnen, dort eine ehemals elegante geschwungene Treppe. Eines der eindrücklichsten Beispiele dieser Art ist der grosszügig angelegte Palazzo Spinelli di Tarsia, vor dessen Front Wirtschafts- und Gartenräume sich in einem flachen Halbkreis reihten, überdeckt von einer herrlichen skulpturengeschmückten Terrasse. Heute gibt die geschweifte Front allerhand Werkstätten und ärmlichen Wohnungen Raum, und den Hof durchquert, wer zu Fuss von Piazza Mazzini an die Piazza Dante hinuntersteigt.

Zu Fuss gehen empfiehlt sich in Neapel nicht nur für den Architekturliebhaber, für den Photographen malerischer Winkel und für den Beobachter populärer Szenen, sondern für jedermann, der es auch nur ein wenig eilig hat. Die Zahl der Autos, vor allem der kleinen und kleinsten, wächst rapid, und ihre Besitzer haben sich daran gewöhnt, während der Stosszeiten auf einer Strecke von 500 Metern die ganze Abendzeitung vor- und rückwärts zu lesen. Unter diesen Umständen wird es niemandem einfallen, von einem Neapolitaner Pünktlichkeit zu verlangen. Wer fünf Uhr sagt, meint frühestens halb sechs, und auch die gedruckten Anfangszeiten für Theater, Vorträge und dergleichen halten sich an denselben Usus.

Abgesehen von der Oper, mit ihren wenigen Galapremieren, für die erste Kräfte verpflichtet werden, und den Prosatheater, die ein eher stilles Dasein führen, spielt sich das kulturelle Geschehen vorwiegend in halb geschlossenen Kreisen ab. Da sind einmal die vielen vom Ausland unterhaltenen Institute mit ihren Kulturprogrammen, die neben der Sprachlehrtätigkeit herlaufen, dann eine ganze Reihe von Zirkeln, in denen je nach Zielsetzung Film- und Vortragszyklen, Leseabende und dergleichen durchgeführt werden. Auch das gesellschaftliche Leben spielt sich zu einem guten Teil in verschiedenen Circoli ab. Dieses Zirkelwesen ist typisch für die Gemütsart des Neapolitaners, der sich gern im bekannten, vertrauten Milieu bewegt.

Fremdsein ist auch in Neapel nicht angenehm. Der Tourist ist ein Wesen, von dem man sich holt, was man kann. In einer geheimen Sphäre treffen sich Unehrlichkeit und Bereitschaft aber zu wirklicher Gastfreundschaft. Man ist nie lange fremd in Neapel, und es öffnen sich mit Leichtigkeit viele Türen, hinter denen sich durchaus keine Falle verbirgt. Wenn du dich zum drittenmal am selben Tisch niedergelassen hast und die Rechnung viel kleiner geworden ist als das erstemal, oder wenn der Wirt gar den Kellner weggeschickt hat, um die Herrschaften selber zu bedienen, dann bist du dort irgendwie aufgenommen.

Alles ist anders geworden, seit man auf den Strassen Mimosen kaufen kann. Noch ziert den Vesuv und den Faito ein Schäumchen Schnee, aber das Wetter hat endlich seinen Ehrenplatz als dominierendes Gesprächsthema abgetreten, an die Politik zumeist, und man lebt wieder. *Claudia Lauer*



DER BÜCHERWURM

Kunst und Musik

«Premiere in London.» A. T. Leitich. Ehrenwirth-Verlag, München. Fr. 16.80.

Wer es vergessen haben sollte: Händel hat ausser seinen Oratorien die ansehnliche Zahl von 35 Opern geschrieben. Alle entstanden in den Jahren von 1711—1740, als Händel in London weilte. Im vorliegenden Buch wird nun gerade diese Lebensspanne des grossen Musikers aufgezeigt. Auf dem Hintergrund der schon damals korrupten Zeit mit all ihren Skandalen ersteht ein plastisches Bild von Händel, der Opern schrieb, einstudierte, dirigierte und seine Sänger selber engagierte. Eine Zeittafel am Ende des Buches hilft dem Leser, sich in der verwirrenden Fülle von Daten und Werken zurechtzufinden.

Belletristik

«Die Reise nach Ascona.» Lise Gast. Ehrenwirth-Verlag, München. Fr. 10.80.

Maumi, die Mutter einer höchst fidelen und individualistischen Familie, hat schon seit langem eine Reise nach Ascona vor. Doch zuerst wird das Leben in Maumis Haus geschildert, und das allein ist schon herzerfrischend. Maumi tritt zwar die Reise an, nimmt sich sogar vor, in Ascona zu bleiben und kehrt trotzdem auf halbem Weg um.

Romane und Erzählungen

Karl Rauch: «Der Zaubervogel», Verlag Herder, illustriert von Wolfgang Felten, 128 Seiten.

Märchen aus Frankreich! Und was für reizvolle, gut erzählte Märchen! Da steigen sie alle vor dem Leser auf, die Fabelgestalten, die die Fantasie des Menschen von Urzeiten her beflügeln: die blinde Schlange mit dem Diamanten auf der Stirn, der in ein greuliches Untier verwandelte Prinz, der nur durch die Liebe einer Jungfrau erlöst werden kann, die verzauberte Burg, von hundert bösen Teufeln bewohnt, die tanzenden Kobolde, die in einer verkrüppelten Eiche wohnen und so viele andere Gestalten aus der Märchenwelt. Karl Rauch, der als Verleger den französischen Dichter Antoine de Saint-Exupéry und seinen «Kleinen Prinzen» entdeckte, hat hier als Herausgeber und Uebersetzer von französischem Volksgut die gleiche glückliche Hand. rs

«Tam Tam» und andere Erzählungen aus Ost-, West- und Zentralafrika, herausgegeben von Marie-Louise Lüscher, Diogenes-Verlag Zürich, 490 Seiten.

Dunkle Geschichten aus dem dunklen Erdteil, erzählt von Schwarzen und Weissen, mit einer Einführung von Marie-Louise Lüscher, in der sie das heutige Kultur- und Geschichtsbewusstsein des schwarzen Erdteils kurz zusammenfasst. «Wir begeben uns in die Mitte des schwarzen Kontinents, ins Herz eines Erdteils, in die Quellgebiete der mächtigen Ströme, wie des Nigers, des Kongos und des Nils, dorthin, wo die höchsten Berge, wie der Ruwenzori, der Kilimandscharo, der Mount Kenya und ihre noch tätigen oder erloschenen Vulkannachbarn stehen, wo im Schatten dichter Urwälder die Pygmäen, die kleinsten Menschen, jagen und die grössten Tiere, die Elefanten, durch heisse Steppen ziehen, wo vor ihren Hütten die Dorfbevölkerung das Tam-Tam schlägt und tanzt und singt..., wo aber auch modernste Städte entstehen, Flugplätze, Fabriken und hervorragende Universitäten aus dem Boden wachsen, wo bildungshungrige Menschen leben, wo Nationen gegründet werden, die, längst nicht mehr als unterentwickelt zu bezeichnen, in der UNO heute «modernizing nations» genannt werden. Dorthin entführen uns unsere Geschichten. st

Alain Borveau: «Ein Jahr am Ende der Welt», Verlag Herder, Basel, 239 Seiten. Deutsch von Erna Schauber, illustriert von Heiner Rothfuchs.

Ein französischer Student verbringt ein Jahr seines Lebens in Lappland bei den Nomaden des hohen Nordens. Er zieht mit ihnen auf die Jagd, kämpft mit den Hirten gegen die Wölfe um die kostbaren Rentierherden, gegen Kälte und Schneestürme, macht endlose Reisen immer hinter den Herden her, lernt an langen Wintertagen die Sagen und Gespenstergeschichten des Landes kennen, erlebt die oft grausamen Bräuche der Eingeborenen mit. Der Leser erhält ein anschauliches Bild vom Leben bei 30 Grad unter Null.

Hans Berghuis: «Im Lande des weissen Bären», Verlag Herder, Basel, übersetzt von Herbert Schmidt, 305 Seiten.

Diesmal ist es ein Sprachforscher, der das Leben des Eskimos teilen geht, um ihre Sprache zu erforschen. Auf der Missionsstation Garry Lake lernt er einen alten Eskimo kennen, der ihm seine Geschichte erzählt. Daraus wird die Geschichte eines ganzen Volkes, eines Volkes, das mitten in Nacht und Eis um ein karges Leben kämpft, die Geschichte auch der Mission, die in diesem kargen Lande gegen Krankheit, Hunger und Tod kämpft und versucht, den hellen Glauben des Christentums dem dunklen Geisterglauben entgegenzustellen. Faszinierend und packend geschrieben, gibt das Buch tiefen Einblick in Leben und Gedankenwelt der Menschen im Lande des weissen Bären. ut

Albert Hochheimer: «In fremden Diensten», Verlag Gute Schriften, Basel, 76 Seiten, broschiert Fr. 1.50, gebunden Fr. 2.80.

Zwei Geschichten um Napoleons Iberienkrieg, in denen zwei Vettern, Schweizer, die Hauptrolle spielen. Es sind Kriegsgeschichten in Ichform erzählt, einfach, packend, menschlich.

Johannes Gillhoff: «Jürnjakob Swehn, der Amerikafahrer», Verlag Gute Schriften, Basel, 70 Seiten, broschiert, Fr. 2.50.

Köstliche Briefe eines Auswanderers von 1868 an seinen alten, in der Heimat gebliebenen Lehrer.

Max Frisch: «Ausgewählte Prosa», Suhrkamp-Verlag — mit einem Nachwort von Joachim Kaiser.

Sozusagen in Tagebuchnotizen setzen sich die kleinen Prosastücke von Max Frisch mit den Gedanken und Handlungen des Alltags auseinander. Manch Menschlich-allzu-Menschliches kommt dabei unter die besinnliche aber klar sehende Lupe des Autors. Wer Freude hat an kleinen literarischen Kostbarkeiten, greife zu diesem Bändchen.

O. H. Lienert: «Der blaue Himmel», Volksverlag Elgg, 221 Seiten.

Das bisher letzte Buch des luzernischen Heimatdichters, der ein Neffe des unvergesslichen Meinrad Lienert ist, handelt von Kilbibetrieb und Jahrmarktleben. Ein junges deutsch Mädchen zieht mit einem Schiessbudenbetrieb durch das Schweizer Land, erlebt vieles, lernt Land, Leute, Sprache und Jahrmarktleben kennen (und der Leser mit grossem Schmunzeln auch!) und sich im Leben zurechtfinden. Mit seinem feinen volkshaften Humor zeichnet Lienert seine Menschen, äussere und innere Situationen immer wieder mit ungewöhnlichen Bildern illustrierend. Ein gemütvolles Feierabendbuch aus einer Welt, die man sonst kaum je kennengelernt. rs

«Das Sandkorn» und andere Erzählungen aus Nordafrika, Auswahl und Vorwort von François Bondy, Diogenes-Verlag, Zürich.

Französischer Einfluss durchwirkt diese Geschichten aus Nordafrika, von denen etliche auch in anderen Ländern hätten geschehen oder erzählt werden können. Und doch liest man sich fasziniert durch diese seltsamen und manchmal erregenden Erzählungen, die stets einen Hauch von Irrationalem ausströmen. Ueber die verschiedenen Autoren sind am Schluss kurze Biographien angefügt.

«Das grüne Gnu» und andere Erzählungen aus Südafrika, Auswahl, Uebersetzung und Vorwort von Elisabeth Schnack, Diogenes-Verlag.

Viel unverfälschter zeigen diese 48 Geschichten das zerrissene, dunkle Gesicht Afrikas, den ewigen Kampf zwischen Weiss und Schwarz, zwischen christlichen und heidnischen Mächten, den Kampf selbst um den christlichen Glauben, der sich am Ende doch nur als Tradition enthüllt, wie etwa in der nachdenklichen Geschichte «Der Gottsucher». Sie sind in einfacher Sprache geschrieben, diese Erzählungen, aber packend und bilderreich, eindringlich und unerhört menschlich.

Für Frauen, von Frauen, über Frauen

Anni Mäder, Adolf König: «Komm wir weben», Verlag Paul Haupt, 166 Seiten, über 200 Abbildungen, kart. Fr. 15.80.

Das Buch dient dem Anfänger als Lehrbuch und dem Fortgeschrittenen als Handbuch. Vom Weben mit den Kleinen über das Weben auf einfachen Rahmen bis zum Weben mit dem mehrschäftigen, mit allen Schikanen ausgerüsteten Webstuhl befindet sich alles Wissenswerte in diesem Buch. Die zahlreichen Bilder und Schemaskizzen veranschaulichen den Text. Ein besonderes Kapitel richtet sich an den Freizeitschreiner: es lädt ihn zum Bau eines Webstuhls ein:

«Schweizerischer Frauenkalender/ Jahrbuch der Schweizer Frauen», Jahrgang 1963, herausgegeben von Clara Büttiker in Verbindung mit dem Bund Schweizerischer Frauenvereine, Redaktion: Dr. Trudi Weder-Greiner, Verlag H. R. Sauerländer & Co. Aarau, Fr. 5.70.

Wie reich und vielgestaltig ist auch dies Jahr der Frauenkalender wieder geworden. Da erzählen Frauen aus ihrer Berufsarbeit und ihrem Alltag, stellen uns ihre Arbeiten, ihre Gedichte, schriftstellerischen Werke, Zeichnungen, Bilder, intellektuellen und praktischen Arbeiten vor. Aber nicht nur die Schweizerinnen in der Heimat bereichern den Frauenkalender mit ihren Beiträgen, auch aus dem Ausland flogen der Redaktorin die Berichte auf den Tisch, aus Schweden, Japan, den USA erzählen Schweizerinnen viel Wissenswertes. Auch die Mundart kommt zu Ehren, in Schaffhauserdeutsch erzählt Ruth Blum, in Zürichdeutsch Marguerite Paur-Ulrich, zwei schöne Beiträge zur Erhaltung der heimatlichen Sprache, der heute so sehr gefährdeten. Wirtschaftliche, politische und berufliche Aspekte von verschiedenen Autorinnen beleuchtet, die schweizerische und die internationale Chronik der Frauenbewegung und schliesslich das wertvolle und vollständige Verzeichnis der mannigfaltigen Frauenorganisation als unentbehrliches Nachschlagwerk beschliessen den reichhaltigen diesjährigen Frauenkalender. rs

Dr. Alma Motzko: «Ueber die Persönlichkeit der Frau», Selbstverlag, Wien, 252 Seiten.

In sechs Kapiteln versucht die Verfasserin, die Stellung der Frau in unserer Zeit darzustellen. Zweck des Buches ist, den Frauen Mut zu machen zum echten Frauentum, die Art und der Weg dazu sind leider nicht sehr glücklich gewählt, das Buch ermangelt der geistigen Ueberlegenheit und des inneren Zusammenhaltes.

Ratgeber für die moderne Frau. Friedel Strauss. Walter-Verlag, Olten. Fr. 2.80.

Das 13. Heft präsentiert wiederum eine Reihe interessanter Vorschläge und Anregungen. Wer mit der Menuzusammenstellung Mühe hat (und wer von uns seufzt nicht hin und wieder «was söll i au choche»), findet für jeden Tag des Jahres einen Tip. Kosmetik, Einrichtung eines Kinderzimmers, etc. und unterhaltsame Lektüre machen den Inhalt der 176 Seiten aus.

Für die Jugend

Karl-Aage Schwartzkopf: «Alaskapilot John Cross», Trio-Taschenbuch, Verlag Sauerländer, Aarau, Fr. 2.30.

John Cross bringt mit einer Ju 52 den Pelzjägern, Urangräbern und Goldsuchern in Alaska Proviant. Es ist ein Leben voll Gefahr und Abenteuer, frisch und lebendig geschrieben, ein spannendes Buch für Buben und Mädchen von 12 bis 16 Jahren.

Zachary Ball: «Joe Panther», Trio Taschenbuch, Verlag Sauerländer, Aarau, Fr. 2.30.

Dies ist die Geschichte eines Indianerjungen von heute, der im Reservat aufwächst und in die grosse Stadt am Meer gehen will, um zu arbeiten und Geld zu verdienen. Das Schicksal Joe Panthers steht an Spannung keinem der alten Wildwestromane nach, es lehrt uns, dass Tapferkeit und Anständigkeit ebenso wie Neid und Hass bei allen Völkern zu finden sind. Für Buben und Mädchen von 12 bis 16 Jahren.

Peter Dan: «Rolf im Kampf» und «Rolf im Kampf», Schweizer Druck- und Verlagshaus AG, Zürich, broschiert, je Fr. 2.90.

Soeben sind Band 7 und 8 der abenteuerlichen Geschichte zweier Wikingerbuben erschienen. Wer kennt sie nicht — Rolf und seine zwei Freunde! Als ungestüme Knaben waren sie von zu Hause ausgerissen, sind durch unzählige Abenteuer und Gefahren heil davongekommen und durch die ganze damalige bekannte Welt gekommen. Jetzt sind sie zurückgekehrt, und feierlich werden sie unter die erwachsenen Männer aufgenommen. Nach einer stürmischen Fahrt über das Meer landen sie in Norwegen, von wo sie mit anderen Wikingern weiterziehen, denn sie müssen neues Land erobern. Sie werden von den Pikten freundlich aufgenommen, und mit den neuen Freunden geht es auf Waljagden und Ausflüge rund um die Insel.

«Cockpit». Die Luftfahrtzeitschrift für die Jugend (Redaktion Dr. T. Weder-Greiner, Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau) eröffnet ihren 5. Jahrgang mit einem rassigen Start: Der begeisterte Flugzeugphotograph Guido Bühlmann berichtet in Wort und Bild von einem mehrtägigen Besuch auf dem amerikanischen Flugzeugträger «Forrestal» während einer Uebungsfahrt im Mittelmeer. Die Schilderung einer gemütlichen Luftschiffreise und ein Artikel über ein neuartiges Glasfasergewebe für die Flugzeugbespannung sorgen für thematische Abwechslung; im technischen Teil wird der Stolz unserer Swissair, die Convair «Coronado» vorgeführt und dabei einmal das Cockpit eines grossen Strahlflugzeuges bis in alle Einzelheiten durchleuchtet.

Max Paul: «Duell über der Schlucht», Schweizer Druck- und Verlagshaus AG, Zürich, 208 Seiten, illustriert, Fr. 9.80.

Wiederum ein Abenteuerbuch, wie es die Jugend gerne hat. Es spielt in Italien und hat einen geheimnisvollen Spiegel, eine treue Freundin und einen rätselhaften Mönch zum Mittelpunkt. Fast eine Kriminalgeschichte, voll Leben, Humor und Spannung.

Hans Rhyn: «Schweizer Wilderergeschichten», Verlag Gute Schriften, Bern, broschiert Fr. 2.80, gebunden Fr. 5.50.

Dass die Wilderergeschichten immer etwas Wahres an sich haben, macht sie für die Jugend besonders interessant. Dazu kommt die direkte Sprache, die Erzählkunst, die keine Umschweife macht, die Spannung, die jeder der kurzen Geschichten innewohnt und die das Büchlein auch für Erwachsene zu einem kleinen Erlebnis macht.

«Alberte und die Freiheit.» Cora Sandel. Rascher-Verlag, Zürich und Stuttgart. Fr. 14.50.

Alberte hat bei einem Unfall beide Eltern verloren. Sie kommt in die engherzige Welt von Verwandten, der sie nach kurzer Zeit entfliieht. In Paris versteift sie sich in Trotz und Auflehnung und führt ein in jeder Beziehung klägliches Leben. Der innere Zwang zu diesem Elend ist für junge Menschen typisch, aber nicht ohne weiteres verständlich.

«Monas Ferieninsel.» Fr. 9.80.
«Mona und ihre Freunde.» Fr. 8.80.
Ella Wilke. Rascher-Verlag, Zürich und Stuttgart.

Das erste der beiden Bücher macht uns mit der verschlossenen, unglücklichen Mona bekannt. Sie hängt noch immer an ihrem toten Vater und kann nicht verstehen, dass das Leben auch ohne ihn weitergeht. Den Weg in ihre selbstgewählte Isolation findet nur Einar, der ebenso unglücklich ist wie sie. Der zweite Band bringt eine zarte Liebesgeschichte zwischen Mona - Kaj und Carita - Einar. Wieder ist es die Zeit der gemeinsamen Ferien und wieder macht Mona einen kleinen Schritt aus ihrer Vereinsamung.

«Simone in der Bretagne.» Gertrud Häusermann Verlag Sauerländer, Aarau, Fr. 9.80.

Simone kommt mit Freunden in «das Land ihrer Väter» und lernt dadurch ihre Eltern verstehen, die sich trotz grosser gegenseitiger Liebe nicht heirateten. Sie reift in diesen Ferien zu einem zielbewussten jungen Menschen heran. Für Mädchen ab 14 Jahren geschrieben.

Gedichte

Im Tschudy-Verlag, St. Gallen, sind soeben zwei schmale Gedichtbändchen erschienen, sorgfältig betreut und ausgestattet: «Mit den Augen der Kore» von Erika Burkart und «Namenszug» von Susi Bürdeke. Wir entnehmen den beiden Bändchen je eines der sehr schönen lyrischen Gedichte.

DAS ROSENZWEIGLEIN

Herr, du bist
der grosse Rosenstock,
von dem ich ein äusserstes
Zweiglein bin.

Dein Gärtner, der Tod,
hat mich abgeschnitten
und in das Glas dieser Welt gestellt.

Ich blühe und welke,
Dann wirft man mich fort.

Aber der grosse Rosenstock
lebt immer — immer
und blüht und wächst.

Susi Bürdeke

REGENHARFE

Die Nacht ist Licht. Die Seele faltet
die tagverstaubten Flügel zu.
Urliebe brennt, Urfriede waltet.
Aus Menschen-Ich wird Gottes-Du.

Die Regenharfe singt im Garten.
Aufrauscht die Nacht, und sternher dringt
ins sehnsuchtswache Lichterwarten
das Licht, das dunkel mich bezwingt.

Die Nacht ist Licht. Die Träume spalten
das fremde Ich in Du und Du.
In Sonnen- und in Mondgestalten
wandert der Geist dem Ursprung zu.

Erika Burkart

Adolf Maurer: «Herz sing und spiel!», eine Auswahl Gedichte, Verlag Friedrich Reinhardt AG, Basel, broschiert Fr. 5.80.

Schweizerisches Jugendschriftenwerk

Zum Beginn des Verlagsprogrammes 1963 hat das Schweizerische Jugendschriftenwerk 8 Neuerscheinungen und 8 Nachdrucke vergriffener, immer wieder verlangter Titel herausgegeben.

Nr. 803: «Die Seuche von Charpella», von William Wolfensberger. Reihe: Literarisches. Alter: von 13 Jahren an.

Nr. 804: «Faldum», von Hermann Hesse. Reihe: Literarisches. Alter: von 13 Jahren an.

Nr. 805: «Die Diebskirche» und «Der rote Ball», von Traugott Vogel. Reihe: Literarisches. Alter: von 12 Jahren an.

Nr. 806: «Werni, der Katzenvater», von Elisabeth Lenhardt. Reihe: Für die Kleinen. Alter: von 7 Jahren an.

Nr. 807: «Verhängnisvoller Flug», von Ernst Wetter. Reihe: Reisen und Abenteuer. Alter: von 12 Jahren an.

Nr. 808: «Der Kampf ums Matterhorn», von Carl Haensel. Reihe: Reisen und Abenteuer. Alter: von 11 Jahren an.

Für die kleinsten Leseratten

Das Bilderbuch für das Ohr
Der Berchtold-Haller-Verlag Bern

hat sich letztes Jahr die Aufgabe gestellt, biblische Botschaft für Kinder auf Schallplatten herauszugeben. «Der unglöibig Thomas» ist eine davon. Die Ostergeschichte wird von Ruth Fankhauser auf berndeutsch erzählt, anschaulich, gut verständlich, bildhaft, eine Freude für gross und klein. Fr. 7.65.

Parvathi Thampi: «Gita und die neue Schule», mit Bildern von Ronni Solbert, Friedrich-Bahn-Verlag, Konstanz

Die Geschichte eines kleinen indischen Mädchens, das in einem kleinen indischen Dorf aufwächst und über viele Schwierigkeiten mit der Schule und der modernen Zeit Bekanntschaft schliesst. In Blockschrift geschrieben, so dass es auch Erstklässler lesen können.

Marguerite Paur-Ulrich, Lili Roth-Streiff: «Das Rösslein Kilian», Atlantis-Verlag, Zürich, 28 Seiten mit 22 zum Teil mehrfarbigen Abbildungen, Neuausgabe, Fr. 9.60

Das reizende Bilderbuch in Versen und mit entzückenden Illustrationen hat sich schon viele Kinder- und Erwachsenenherzen erobert und wird weiterhin seinen Siegeszug durch die Welt gehen. Der Text ist gleich geblieben, Lili Roth-Streiff jedoch schenkte ihren Bildern neue Farbenpracht. Gehört zu den schönsten Kinderbüchern.

«Aufgepasst, Heiner und Hanni.»
«Tausend Grüsse von Heiner und Hanni.»
Annie M. G. Schmidt. Ehrenwirth-Verlag, München. Beide je 4.80.

Nette Bücher für die Kleinen. Leider sind die Interessenten aber noch zu klein, um selber lesen zu können, was den beiden Kindern alles einfällt und was sie erleben. Die Mütter werden den Kleinen aber sicher erzählen, wie Hanni Nadeln kaufen sollte und dafür einen jungen Hund heimbringt oder wie Heiner sich im Vorhang vom Kinderzirkus verwickelt.

Acht Kleine, zwei Grosse und ein Lastauto. A.-C. Vestly. Rascher-Verlag, Zürich und Stuttgart. Fr. 9.80.

In diesem reizenden Kinderbuch geht es fröhlich zu: einmal wird mit wenig Kostenaufwand ein originelles Kinderfest gebaut, ein anderes Mal begleiten wir die Familie in die Ferien, dann wieder feiern Hulda Untendrunter und Henrik Hochzeit und laden die ganze Familie inklusive Dackel Ofenrohr dazu ein. Noch viel anderes geschieht, was unsere kleinen Leser in Spannung hält.

Zi bunt
JUTE: preiswert
LEINEN: licht- und kochecht
für Handarbeiten, Vorhänge, Bettüberwürfe
Sets, Tischdecken usw
Quellennachweis ZIHLER AG BERN, Sandrainstrasse 3, Telephon (031) 2 22 85

Die Reisesserin an der Strasse

Immer wieder wird Asien von Hungersnöten heimgesucht. In seinem Buch «Asienfibel», das Jean Gebser im Ullstein-Verlag herausgegeben hat, berichtet der weitgereiste Autor über seine Begegnung mit einer alten Frau am Rande des Trottoirs:

«Ich weiss nicht, wie ich dazu kam, jene Frau überhaupt zu sehen. Sie sass am Rande des Bürgersteiges, unauffällig, eher zierlich, und in sich selber versammelt. Sie hatte eine kleine Bluse an, die braun-gelb gemustert war und trug schwarze Hosen. Sie war wohl gegen sechzig Jahre alt; ihr Haar begann schon zu ergrauen. Sie musste einmal sehr schön gewesen sein und war es noch heute, selbst jetzt, da das ganze Antlitz von Hunderten von Falten durchkerbt war, Kerben, die Tausende ungeweinter Tränen als Rinnsale in ihre Züge eingegraben hatten: eine Landschaft des Leides. Dieses Antlitz war erschütternd, weil in ihm keine Qual noch Bitternis waren. Sie ass. Es war die Art, wie sie ass, die mich derart beeindruckte, dass ich gebannt stehenblieb. Sie hatte die linke Hand halb, wie eine Schale, geöffnet, darin einige Reiskörner lagen. Mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand nahm sie vorsichtig eines der Reiskörner, führte es langsam zum Mund und zerkaute es: das dauerte fast eine Ewigkeit; dann kam bedächtig, ruhig und langsam das nächste Reiskorn an die Reihe. Sie sass dort, ganz den Reiskörnern hingegeben, und bemerkte nichts von alledem, was um sie herum geschah. Auch mich sah sie nicht, obwohl ich sie doch schon ziemlich lange anblickte. Ich wollte gehen, ich kam mir, wie ich dort stand, unfair und indiskret vor, andererseits konnte ich mich von diesem Anblick nicht trennen. Als ich mich dann endlich entschlossen hatte, weiterzugehen, und gerade im Begriff war, mich abzuwenden, sah sie auf und wandte den Kopf langsam in meine Richtung. Jetzt konnte ich ihre Augen sehen, die selber die Umgebung noch nicht wahrnahmen. Ich atmete erleichtert auf, hoffend, ich würde noch unbemerkt davonkommen. Da füllte sich plötzlich ihr Blick mit Gegenwart, und sie begann mich wahrzunehmen. Ich erschrack sehr. Da stand ich, ein weisser Fremder, hatte ein gutes Hemd, eine gute Hose, gute Schuhe an und hatte taktlos auf das Elend wie auf eine Schaustellung geglotzt. Ich erschrak nicht nur, ich schämte mich. Ich lächelte verlegen, versuchte irgendeinen kleinen entschuldigenden Gruss und war durchaus darauf gefasst, dass sie mir einen zornigen oder beleidigten Blick zuwerfen würde. Aber nichts dergleichen geschah; es wurde mir lediglich noch ungemütlicher zumute. Und dann ging ein kleines Lächeln über ihr Gesicht; erst jetzt sah ich, wie sehr vom Hunger es bereits ausgezehrt war. Dann breitete sich dieses Lächeln aus und sprang in ihre Augen, die nunmehr ganz da waren. Sie machte nicht die allergeringste Geste, aber sie schaute ich offen an: ohne Hass, ohne Verachtung, ohne Zorn. Es waren zwei grosse braune Augen von einer Reinheit und Klarheit, wie hellste Quellen sie haben. Und dann sprang das leise Lächeln mitten aus ihren Augen heraus in die meinen. Es war kein Fragen, keine Verwunderung, kein Vorwurf darin. Es war nur dieser lächelnde Blick ohne Traurigkeit; der lächelnde Blick eines Menschen jenseits von Leid und Neid. Meine Dankbarkeit war gross. Ich hoffe, ich habe ihr durch die Art, wie ich mich, Abschied nehmend, verbeugte, diese Dankbarkeit und ehrfürchtige Bewunderung zum Ausdruck bringen können.

Ich weiss nicht, wer sie gewesen ist. Im Hotel erfuhr ich von einem Genfer Journalisten, Monsieur F. G., den ich dort kennengelernt hatte und der in den letzten Jahren bereits einige Male in China gewesen war, dass sie zu jener Altersgruppe gehörte, welche für die wöchentliche Lebensmittelration der zwölften oder vierzehnten, jedenfalls der letzten Gruppe zugeteilt war. Das bedeutete, dass sie in jenem grauenhaften Hungerjahr, welches die dritte grosse der aufeinanderfolgenden Missernten gebracht hatte, wohl kaum mehr als eine, vielleicht zwei Hände voll Reis in der Woche erhielt. Das war alles, was sie hatte, um ihr Leben zu fristen. Irgendwelche anderen Lebensmittel waren nicht zu kaufen, es gab nicht einmal Obst oder Gemüse.»

Schlimme Nacht

Der Mond hängt schief, die Sterne starren,
der Hund entlief, die Fenster knarren,
das Licht geht aus, die Katze schreit,
und um das Haus schleicht schlimme Zeit.

Es schüttelt mich, wo find ich Licht?
Ich such das Streichholz, Glas zerbricht.
Da — endlich, Schwester Kerze, komm!
Wie bist du hell und still und fromm!
Bleib, bis es wieder Morgen ist,
Geliebte du, gelobt sei Christ!

Olga Brand

Die Frau in der Kunst

Die Zürcher Galerie Susi Bürdeke zeigt farbkräftige Gemälde der in Mexiko geborenen und in Mailand lebenden Malerin Lilia Sarli Quichil, deren interessante Entwicklung von in starken Linien gehaltenen Landschaften zu ganz aufgelösten geht: das Unfigürliche fängt an, das Gegenständliche zu zerstören und nur noch die leuchtenden Striche übrig zu lassen. Das Jahr 1962 dürfte einen Wendepunkt herbeigeführt haben.

★

Die 156. Kunststuben-Restaurant-Ausstellung Maria Benedettis in Küsnacht ZH besitzt ihre Anziehungskraft nicht in den Blumenstücken (Aquarellen) der Münchnerin Lisl Fischer-Dick und auch nicht mit den Batik-Bildern der Schweizerin Hilde Huber (Uhwiesen), sondern in den meist in Kreisen und Elipsen eingehüllten Figuren von Vivaldo Martini (Genf), unter denen «Die heilige Familie», «Mutter und Kind» und «Trio» am eindrucksvollsten sind, und bei der visionärhaft empfundenen «Mutterschaft» sowie dem «Vision» genannten Werk des Münchners Roland Frey, das eine grossartige Deutung der Jungfrau Maria darstellt.

★

Auf der Internationalen Buchmesse in Jerusalem war die Gesamtzahl der Titel aus der Schweiz etwa 530. Frau Lotti Pruschy-Rosner leitete diese Abteilung. — Frau Dr. h. c. Regina Kägi-Fuchsmann sprach als Mitarbeiterin des Schweizerischen Hilfswerks für aussereuropäische Gebiete nach der Geschäftssitzung (Generalversammlung) des Israelitischen Frauenvereins Basel über ihre Begegnung mit Frauen in Israel.

★

Die Konservatorin des Pariser Rodin-Museums, Cécile Goldscheider, betreut die schweizerische Plastik-Ausstellung in ihrem dortigen Kunsthaus vom 10. Juni bis 14. Oktober.

Bei der Uraufführung von Max Langs Ballett-Suite «Le-jugement de Pâris im St. Galler Stadttheater imponierte Gudrun Jess als Schöne Helena durch hervorragende Technik, besonderes Einfühlen in die moderne, aber nicht unharmonische Musik des Komponisten und grosse Sicherheit in den Tanzbewegungen.

★

Melanie Münzner und Gerti Rathner, Mitglieder der Stadttheater Chur, wurden wieder für die Sommerbühne von Direktor Markus Breitner nach Winterthur verpflichtet.

★

Margrit Winter spielt die mit einem im Konzentrationslager Kastrierten verheiratete Frau in Martin Walsers «Eiche und Angora» (Schauspielhaus Zürich). Die sich nach einem gesunden Mann und Kindern Sehnende wird in der Gestaltung der Künstlerin zu einem Abbild aller Frauen, die um ihr Eheglück durch die Mächte des Bösen betrogen werden. Von tragischer Genialität ist der Moment, da sie die Hasen ihres Mannes getötet hat und dieser mit dem Hammer in der Hand heimlich und leise über ihren Arm streicht: eine winzige Liebesbezeugung. Frau Winter erwies sich, wie so oft, als die unvergleichliche Darstellerin einfacher, gesunder und natürlicher Frauen, die von der Aussenwelt zerstört werden.

★

Für den vom Lebensmittelverband Zürich veranstalteten Verkauf von Jaffa-Grapefruits und -Orangen zugunsten der Schweizer Landwirtschaftsschule in Israel stellten sich die Fernseh-Ansagerin Cordelia, die Kabarettistin Stefanie Glaser, die Sängerin Ruth Gutzwiler, die Radio-Reporterin Elisabeth Schnell und die Operetten-Sängerin Ingeborg Fanger als Verkäuferinnen auf öffentlichen Plätzen zur Verfügung.

M.

Ehrenvolle Wahl zur Spitalverwalterin

Der Regierungsrat des Kantons Bern ernannte Fräulein Frieda Sutter zur Verwalterin des Kantonalen Frauenspitals Bern. Fräulein Sutter war jahrzehntelang erste Buchhalterin dieser Klinik in enger Zusammenarbeit mit der Verwaltung und hat seit langem auch den Verwalter in dessen Abwesenheit vertreten. Ihr ausgeprägtes Verantwortungsgefühl, ihre Freude an interessanten Aufgaben, ihr Arbeitseinsatz und ihre Gabe, Menschen zu führen und mit Menschen zu verhandeln, befähigen sie in besonderer Weise zu diesem ehrenvollen und schweren Posten. Wir freuen uns, dass damit eine Frau in eine führende Stellung eines grossen Staatsbetriebes aufsteigen konnte und vom Berner Regierungsrat auf Vorschlag der Spitalkommission der kantonalbernischen Frauenklinik mit einem Amt betraut wurde, das bisher das unbestrittene Privilegium der Männer gewesen ist.

Magda Neuweiler

Eine Wagner-Feier besonderer Art

Der Zürcher Lyceumklub darf für sich das Verdienst beanspruchen, als erster in der Limmatstadt eine würdige Feier anlässlich des 150. Geburtstages von Richard Wagner (22. Mai) veranstaltet zu haben. Es war eine Gedenkstunde besonderer Art, wurde sie doch im heutigen Rietberg-Museum abgehalten, der einstigen Villa Wesendonck, die so eng verflochten war mit Glück und Schmerz der grossen Leidenschaft des Dichter-Komponisten, aus der seine wohl ergreifendste Schöpfung «Tristan und Isolde» geboren wurde.

Die menschliche Atmosphäre der Zürcher Jahre Richard Wagners wurden unmittelbar lebendig, als *Frau Prof. Emmy Krüger*, die unvergessene Interpretin der bedeutendsten Sopranpartien des Meisters, die Erinnerung an das leidenschaftliche Liebeserleben zwischen Wagner und der Herrin des Grünen Hügels in ihrem Vortrag über «Richard Wagner und Mathilde Wesendonck» heraufbeschwor. Aus pietätvollem innerem Nacherleben und doch nicht ohne kluge Objektivierung stellte sie der zahlreich erschienenen Zuhörerschaft Wagners in vieler Hinsicht so schwierige und problematische Zürcher Zeit vor Augen, jene fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, da der aus Dresden in die Schweiz Geflüchtete einen schweren Kampf um seine Existenz und sein künstlerisches Ansehen zu kämpfen hatte, in einer unglücklichen Ehe mit einer braven Frau, die jedoch keineswegs zur Gefährtin eines Genies geschaffen war, seine seelischen Kräfte zermürbt sah und in der jungen, begeisterten Freundin und Förderin Mathilde das Du zu finden glaubte, dessen er bedurfte. Und doch war diese Leidenschaft verbunden mit der Einsicht in das Entsagen-Müssen; nach den Ausbrüchen der Verzweiflung erkaltete die Liebe und schliesslich wurde die innere Entfremdung so gross, dass Mathilde Wesendonck sogar Wagners Refugium, das Gartenhäuschen auf dem Grünen Hügel, darinnen er so viele Impulse zum «Tristan» empfangen hatte, seinem Antipoden Brahms anbot.

Die Sängerin *Mabella Ott-Penetto* ergänzte die eindrückliche Wagnerstunde, am Flügel begleitet von der *Pianistin Bärbel Andreae*, mit dem stimmlich und ausdrucksmässig hervorragenden Vortrag der fünf Lieder Wagners auf Gedichte von Mathilde Wesendonck.

-k.

Kurznachrichten

Der Service social protestant in Lausanne hat einen speziellen Waschsalon für Betagte mit kleinen Mitteln eingerichtet. In der Nähe der Waschküche befindet sich ein kleines Klublokal, wo die alten Leute bei einer Tasse Kaffee auf ihre Wäsche warten können. Seit dem 1. Januar 1963 hat der Salon ungefähr 80 Betagten pro Woche das Waschen abnehmen können.

Im Berner Kunstmuseum wurde im März eine Ausstellung der polnischen Malerinnen Maria Jerema und Maria Hiszpanska-Neumann eröffnet.

Preise, Auszeichnungen:

Die Waadtländerin Berthe Detraz, Leiterin eines Kinderheims in Carqueiranne (Var), erhielt im grossen Hörsaal der Sorbonne den «Prix des assurances» für die Rettung von 35 Kleinkindern zu Beginn einer Feuersbrunst im Kinderheim. (BSF)

Ernennungen, Berufungen, Wahlen

Der Neuenburger Staatsrat hat an Stelle eines zurückgetretenen sozialistischen Grossrats Frau Josine Gagnebin, Le Locle, als gewählt erklärt. Damit zählt der Grosse Rat des Kantons bereits vier weibliche Mitglieder.

USA

Ein beherztes junges Mädchen, Margaret Ward, 19 Jahre alt, Pilotin 2. Klasse, hat einen Reaktor F-106 Delta mit doppelter Ueberschallgeschwindigkeit gesteuert und damit als erste Frau in der Geschichte der amerikanischen Militärfliegerei die Grenze von 2000 Stundenkilometern überschritten.

m. a. l./hsg

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens
Tel. (041) 41 34 10

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»; Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

KARL HUBER ZÜRICH
Fahrender Teppich- und Matratzen-Klopfservice. Telephon 52 55 28
klopft vor ihrem Hause rasch, schonend und wirklich sauber - Hotelservice in der ganzen Schweiz
Eigene Teppichwäscherei, Mottenschutz mit dreijähriger Garantie. Teppichreparaturen
Spezialität: Spannteppichreinigung an Ort und Stelle

90%
aller Einkäufe besorgt die Frau Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

DIE FRAU IN KUNST UND KUNSTGEWERBE

Schlafen Sie schlecht?
Müde liegt der Körper im Bett, dabei sind Sie hellwach, weil die Nerven Sie nicht zur Ruhe kommen lassen. Sie werden reizbar, unzufrieden und abgespannt. Eine FRAUENGOLD-Kur kann helfen! FRAUENGOLD beruhigt die erregten Nerven und schenkt erholsame Nachtruhe. Sie erwachen morgens mit neuer Schaffenskraft und fühlen sich frisch, munter und ausgeglichen. FRAUENGOLD ist ein Nerven- und Kreislauftonikum. Flaschen zu Fr. 6.75, 12.50 und 22.75 in allen Apotheken und Drogerien.
Frauengold

Der schweizerische Familienroman, der sich im Glarnerland, in Graubünden und Zürich abspielt und der manche Probleme der Schweizer Frauen aufzeigt

BETTY KNOBEL:*
«Zwischen den Welten»

229 Seiten in zweifarbigem, broschiertem Umschlag: Fr. 7.50

* Betty Knobel hat Ende 1959 von der Stadt Zürich eine Ehrengabe für ihr literarisches Schaffen zugesprochen erhalten.

Die Unterzeichnete bestellt

..... Exemplare des Romans Betty Knobel «Zwischen den Welten» à Fr. 7.50 beim Verlag «Schweizer Frauenblatt», Technikumstrasse 83, Winterthur.

Name und Vorname der Bestellerin:

Genaue Adresse:

TAPETEN-SPÖRRI
Innendekoration
Zürich, Talacker 16
Telephon 23 66 60

Das «Schweizer Frauenblatt» wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen

So werden Pflanzen kerngesund
Was für den Menschen ein Kuraufenthalt, bedeutet für die Pflanzen eine Nahrung, in der nichts fehlt.
Man muss Blumen und Blattpflanzen nur regelmässig durch die
Pflanzen-Kurnahrung «FLEURIN»
alle Wuchs- und Nährstoffe zuführen, die zum gesunden Gedeihen nötig sind, dann werden Blätter und Blüten gross, schön, zahlreich und stark.
Fleurin
«FLEURIN»: Einfach — aber sicher wirkend!
Erhältlich in allen Drogerien Samenhandlungen und Blumengeschäften

Küsnacht, Zürich
Kunststuben Maria Benedetti
Seestrasse 160. Tel. 90 07 15
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

Ferien—leicht gemacht
Wer fleissig Reisemarken spart, verbilligt seine Ferienfahrt und wird noch mehr gewinnen, indem es jedermann gelingt, auf diese Weise unbedingt dem Alltag zu entrinnen.
Reisemarken durch die Markenverkaufsstellen und die Post.
Auskunft: **Schweizer Reisekasse**
Bern, Neuengasse 15
Tel. (031) 2 66 33

Massatelier
(gegr. 1900)
für orthopädische und modische **Corsetten** sowie jede Art von **Ausgleichungen, Brustprothesen** und **Leibbinden.**
Melanie Bauhofer
Münsterhof 16, 2. Stock, Zürich 1
Telephon (051) 23 63 40